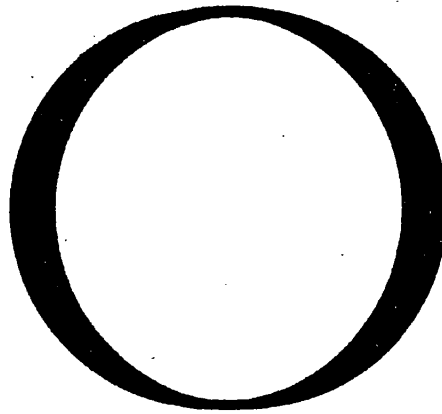




Motto

Schafft Recht dem Armen!: Überrollt von der industriellen Revolution – Reiche Industrienationen, bettelarme Dritte Welt – Almosen verlängern die Pein – Richtig geben und richtig nehmen – Worte des alt Bundesrates F.T. Wahlen, eines Fachmannes für Wirtschaftsfragen.

Wir kommentieren

eine Hilfsmöglichkeit für Ostpakistan: Eine unvorstellbare Not, die wirklich unvorstellbar ist – Ein utopischer Vorschlag zur Hilfe – Erstaunliche Reaktionen – Ein realistischer Plan mit seinem Für und Wider – Das Beispiel der Tibethilfe – Überraschendes Ergebnis: auch wir brauchen ein helfendes Beispiel.

Pastoral

Dienst an Ehepartnern und Eltern: Ernste Wahrheiten mit Humor serviert – Ehe in den Kopf gestiegen, Ehe auf den Magen geschlagen,

viele Fragen – Die neue Wissenschaft der Gamologie (gamos = Heirat, Ehe) – Extreme Pendelschläge in der Ehemoral – Ein Trost: viele Fehler können uns unterlaufen, bis wir die Fehlermenge der Alten erreicht haben – Sicherheit in der Grauzone – Der Wille Gottes und das Kirchenrecht – Segen für Käse, und für wiederverheiratete Geschiedene? – Herr Kolle und das Wunder der Liebe, das vor die Hunde geht – Wo ist der Reimmichl von heute? – Sexualität zwischen zwei Extremen, Göttertrank und Konsumware – Geduldiges Zuhören, statt hausbackene, handfeste Ratschläge – Die Persönlichkeit des Seelsorgers – Was wäre zu lernen, damit wir ehfähig werden? – Die veränderten Beziehungsfelder der Ehe von heute – Beruf und Freizeit – Kinder und Geschäft – Liebe und Tod – Und zum Schluß: der fröhliche Hund.

Friedensforschung

Religionen und Friedensforschung: Alles spricht von Frieden, auch die Religionen – Doch

was ist Friede? – Ist Friede nur Nicht-Krieg? – Friede als Frei-Sein von Gewalt und Not – Friede, Symbol für erfülltes Dasein – Nicht Streit um Definitionen, sondern Frieden wirken, und zwar sofort! – Leisten hier die Religionen ihren Beitrag? – Verblüffendes Ergebnis einer Umfrage – Kirchengänger sind kriegsbereiter als Glaubenslose – Und die Macht der Moral? – Wollte man sich auf die «Moral» verlassen, so wäre man verlassen – Ist Therapie der Menschheit möglich? – Affinität von Glaubensstruktur und Frieden.

Schallplatten

Theologie auf Platten: Spontane Assoziation, zur Platte gehört der Schlager – Seit kurzem nun auch die Theologie – Abstieg zur Plattitüde der Straße oder neues Mittel der Erwachsenenbildung? – Kassetten und Tonband wären wohl geeigneter – Trotzdem zwei gelungene Versuche: L. Boros, Leid als Vorbereitung des Todes, und H. Küng, Was ist die christliche Botschaft?

Partnerschaft statt Almosen

Das Alte Testament ist voll von Aufrufen, Gerechtigkeit walten zu lassen, und von Hinweisen auf die Pflicht, den Armen zu helfen, so der Vers des Psalms 82, der lautet: «Schaffet Recht dem Armen und dem Waisen, und helfet dem Elenden und Dürftigen zu Recht.» Schon hier wird von einem grundlegenden Menschenrecht gesprochen, vom Recht des Daseins in Menschenwürde, wie überhaupt die Bibel eine Fundgrube für die Bestimmungen der Menschenrechts-Konvention darstellt. Und das Neue Testament enthält nicht nur Mahnungen, sondern seine Lektüre läßt uns immer wieder erfahren, wie uns Christus das Leben im Glauben, in der Nächstenliebe, in der Suche nach Gerechtigkeit, in Geduld und in der Hoffnung vorlebte.

In den zweitausend Jahren, die seither vergangen sind, ist viel Unrecht geschehen, sind bewußt und unbewußt viele Chancen zum Helfen verpaßt worden. Aber nie noch im Verlauf der Menschheitsgeschichte haben so viele Menschen auf die erlösende Tat gewartet, die aus der Agape derer herauswachsen sollte, denen die Massenmedien tagtäglich das Ausmaß des Elends in der Welt vor Augen führen, und denen die Mittel zum Helfen gegeben sind. Das bedeutet, in die Sprache der heutigen Welt übersetzt, den Aufruf nicht nur zur Almosenhilfe und zur Hilfe in Katastrophenfällen, sondern zur Entwicklungshilfe der Bewohner der Industriestaaten an die in den wirtschaftlich unterprivilegierten Ländern Lebenden, gegeben

und angenommen im Geiste eines wahren Partnerschaftsverhältnisses.

Wir sind im Westen von der zweiten industriellen Revolution überrollt worden und leben in einem Wohlstand, dessen Begleiterscheinungen alle Denkenden beunruhigen. In den Entwicklungsländern aber lebt der größere Teil der Menschheit in einem unsagbaren Elend, und die Demographen sagen uns, daß sich ihre Zahl bis zur Jahrtausendwende verdoppeln wird. Angesichts dieser Tatsache wäre jede Hilfe in Form bloßer Almosen nichts anderes als eine Verlängerung der Pein. Das ist das Schöne und Aufbauende an der richtig konzipierten Entwicklungshilfe, der zweifellos größten und dringendsten Aufgabe unseres Jahrhunderts, an der die heute ausgezeichneten Organisationen mit Hingabe arbeiten, daß sie als Anleitung und Anreiz zu einer dauernd wirksamen Selbsthilfe gedacht ist und daß ihr dadurch, wenn sie richtig gegeben und richtig angenommen wird, ein gewaltiger Multiplikationseffekt innewohnt. Richtig geben heißt, mit der Vermittlung von Kenntnissen nicht auch fremde Lebensformen aufoktroieren zu wollen, sondern Ehrfurcht zu haben vor gewachsenen Kulturen und Traditionen; und richtig nehmen heißt, mit den erworbenen Kenntnissen nicht nur sich selbst, sondern auch den leidenden Mitmenschen in der nächsten Gemeinschaft zu helfen und zu dienen.

Aus der Laudatio von alt Bundesrat F.T. Wahlen zur Verleihung des Augustin-Bea-Preises 1971 an drei Hilfsorganisationen katholischer, evangelischer und jüdischer Herkunft.

Ostpakistanische Pflegekinder: ja oder nein?

«Unvergleichbar» und «unvorstellbar», so hören wir seit Wochen, sei die Not der sieben Millionen nach Indien eingeströmten Flüchtlinge aus Ostpakistan. Die Ohnmacht dieser Worte zeigt die engen Grenzen unserer Aufnahmefähigkeit gegenüber den wirklichen Dimensionen menschlichen Elends an; wieviel enger aber scheinen noch die Grenzen unserer Befähigung zu Taten zu sein! Es sind gewiß nicht die schlechtesten, die in solchen Zeiten darunter leiden, daß sie nur Geld spenden, sonst aber nichts «tun», vor allem keinen existentiell-mitmenschlichen Beitrag leisten können.

Unter solchen Umständen darf fast jeder Vorschlag für eine Aktion mit Widerhall rechnen. So fand auch in der Schweiz die in der zweiten Julihälfte durch den Leiter von «Terre des Hommes», Edmund Kaiser, nach einem Besuch in Kalkutta in die Debatte geworfene Parole: «wir sollten 300 000 Flüchtlinge aufnehmen», ein nicht geringes Echo. Das Radio wurde mit Telefonanrufen von Leuten bestürmt, die sich bereit erklärten, Flüchtlinge aus Indien zu übernehmen, das Fernsehen sammelte Unterschriften, um den Bundesrat bzw. das Politische Departement zu bestürmen, und man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als rege sich ein Helferwille, der «um jeden Preis» zum Ziele kommen wolle: zum Ziel nämlich, im Zusammenwirken von Regierung und Volk eine «beispielhafte Tat» der Schweiz zustandezubringen.

Frage sich nur, was für eine Tat in diesem Fall sinnvoll und durchführbar sei! – Der Vorschlag von «Terre des Hommes», den man im Bundeshaus einen «Versuchsballon» nannte, wurde von Leuten mit einiger Erfahrung mit Kopfschütteln beantwortet: Nicht nur weil er kaum praktikabel war und für sie eher nach Großtuererei aussah, sondern weil Flüchtlinge gewiß nicht weiter weg als nötig von ihrer Heimat fliehen wollen und es deshalb gilt, zuerst alle Wege der Hilfe zu beschreiten, die an Ort und Stelle wirksam werden.

Dennoch hatte der Aufruf von «Terre des Hommes» eine aufrüttelnde Funktion. Die verschiedenen Hilfswerke wurden dadurch gezwungen, sich ernsthaft Gedanken zu machen, ob vielleicht doch *mehr* als nur Geld- und Materialspenden nach Indien nötig und allenfalls eine langfristige Hilfe vorzuziehen und in dem Sinne ein Beispiel zu geben sei, daß daran gedacht werde, Flüchtlingen, die nicht zurückkehren können und für die auch in Indien kein Platz ist, anstelle *vorübergehender* Zuflucht (wie zuerst von «Terre des Hommes» vorgesehen) eine *dauerhafte* neue Heimat zu schaffen. Es lag nahe, hier vor allem an die Kinder zu denken, die zwei von den sieben Millionen Flüchtlingen ausmachen. Bereits am 23. Juli trat das Sekretariat der *Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe* an die verschiedenen Hilfswerke in der Schweiz mit dem Plan heran, dem Bundesrat vorzuschlagen, tausend Waisenkinder für ein Dauerasyl in die Schweiz aufzunehmen und bei privaten Familien unterzubringen. Am 29. Juli berieten die Vertreter der Hilfswerke darüber zusammen mit Verantwortlichen der Eidgenössischen Polizeiabteilung und mit einem Informanten des Bundesrates, der zuhanden einer eigens gebildeten interdepartementalen Regierungskommission eine eingehende Erkundung (Mission O. Burkhardt)¹ über die

¹ Der vom Leiter der Mission, Otto Burkhardt vom Eidg. Amt für Zivilschutz, verfaßte Bericht zeugt von ebensoviel Menschlichkeit wie von Wirklichkeitssinn und praktischer Befähigung. Er basiert auf der eingehenden Besichtigung von sechs Flüchtlingslagern und dem flüchtigeren Besuch von 34 weiteren. Mit seiner Darstellung der Situation, seiner Prioritätenliste und seinen Alternativvorschlägen hat er, wie der Presse mitgeteilt wurde, auch das Interesse anderer Regierungen gefunden. Er widerlegt die da und dort aufgetischte Meldung, Indien wolle sich nicht von Ausländern in die Karten schauen lassen. Das Gegenteil ist wahr: es

Hilfsmöglichkeiten für die Flüchtlinge in Indien durchgeführt hatte. Bei dieser Beratung fand der Vorschlag der Zentralstelle für Flüchtlingshilfe bei den meisten Hilfswerken (Christlicher Friedensdienst, Hilfswerk der Evangelischen Kirchen, Internationaler Sozialdienst, Schweizer Arbeiterhilfswerk, Schweizerisches Rotes Kreuz u. a.) keinen Anklang. Einzig die *Caritas*, die bereits die Zustimmung ihrer Regionalstellen erhalten hatte, erklärte ihre grundsätzliche Bereitschaft.

Angesichts dieser Sachlage schien es uns sinnvoll, daß weitere Kreise sich über das Für und Wider Gedanken machen, zumal wir allesamt meist kaum eine Ahnung haben, was ein solcher Vorschlag, soll er durchgeführt werden, alles impliziert.

Gegen die Idee, Flüchtlingskinder zur medizinischen Betreuung und anschließend zur Auferziehung bei uns aufzunehmen, wird als genereller Hauptgrund ins Feld geführt, diese Kinder würden schon allein ob ihrer andern Hautfarbe bei uns nie «integriert» und somit nie glücklich werden. Manche sehen es geradezu als ein Verbrechen an, diese Menschen zu «verpflanzen» bzw. von ihren Wurzeln abzuschneiden. Diese wehrlosen Kinder würden bei uns zu «Westlern» und «Christen» gemacht und der Solidarität mit ihren Stammesgenossen, seien sie Hindus oder Muslims, entfremdet. Diese Solidarität sei selbst für Vollwaisen ohne Vater und Mutter angesichts der Bindungen der Sippe immer noch der viel besser bergende Raum als eine europäische Kleinfamilie.

Zu diesen grundlegenden Bedenken treten die konkreten Schwierigkeiten und Fragen. Würde Indien überhaupt seine Zustimmung geben? Werden die Flüchtlinge nicht als politisches Potential (ähnlich wie in Palästina) betrachtet? Woher finden wir das Personal und die Spitalbetten für die zweifellos zuerst nötige medizinische Betreuung? Wieviele Pflegefamilien werden ihrer Aufgabe wirklich gewachsen sein? Wieviele werden durchhalten? Was geschieht mit Kindern, bei denen die Pflegeerziehung versagt?

Die *Befürworter* des Planes werfen gegenüber den grundlegenden Bedenken die elementare Alternative Tod oder Leben in die Waagschale. Sie glauben, daß die Zukunft einer Welt gehört, in der das Bewußtsein, Mensch zu sein, immer mehr vor den rassischen und anderen Besonderheiten in den Vordergrund tritt und deshalb auch eine dementsprechende Erziehung möglich und sinnvoll sei. Gegenüber den konkreten Schwierigkeiten können sie zunächst darauf hinweisen, daß alle bisherigen Erkundungen sich gar nicht auf dieses Projekt, sondern zunächst auf den Vorschlag einer nur vorübergehenden Aufnahme bezogen. Das Projekt kann sogar in etwa für sich in Anspruch nehmen, aus den Einwänden gegen die Vorschläge für eine vorübergehende Aufnahme geboren zu sein. Diese Einwände gipfeln in der Feststellung, daß eine Wiedereingliederung in die Gesellschaft der Bengali unmöglich wäre, weil Lebensstandard, Lebensweise und Lebensrhythmus so völlig verschieden von uns sind. Treffend dürfte auch die Äußerung sein, daß es unmenschlich ist, armen Kindern während einigen Monaten den Himmel zu öffnen, um sie dann wieder auf gut Glück dem psychischen und physischen Elend preiszugeben.

Läßt sich aber aus der Ablehnung einer vorübergehenden Aufnahme schon ohne weiteres folgern, daß eine dauerhafte Aufnahme möglich und sinnvoll sei?

wird auf möglichst viele ausländische Rekognoszierungsbesuche Wert gelegt, um so die Situation zu demonstrieren und zusätzliche finanzielle Hilfe aus dem Ausland zu stimulieren. Ein direkter Einsatz ausländischer (neueinkommender) Helfer und Hilfsorganisationen wird allerdings abgelehnt. Gründe: Sie ordnen sich nicht ein, sie verlangen einen zu hohen Standard, es läßt sich nicht unbedingt für ihre Sicherheit garantieren, und vor allem: sie kennen weder das Land noch die Sprache und würden zu «Gallionsfiguren». Die Idee, ein «schweizerisches Katastrophenkorps» zum Einsatz zu bringen, mußte somit zum vornherein aus der Diskussion fallen.

Die hierzu sich stellenden Fragen kann man in zwei Gruppen aufteilen: Die einen betreffen die Befähigung der Schweizer Pflegefamilien zur Aufnahme und Erziehung solcher Kinder, die ändern die Voraussetzungen auf Seiten der Bengalis und ihrer Kinder, die uns allenfalls zur Erziehung überlassen würden.

Für die erste Gruppe von Fragen scheint es Erfahrungen zu geben, die positive Erwartungen zulassen. Vom August 1961 bis März 1964 wurden in fünf Gruppen bzw. «Schüben» 158 *Tibeterkinder* in Schweizer Pflegefamilien platziert, über deren seitherige Entwicklung, d. h. deren «Einleben» sowie deren gegenwärtige Lebens- und Ausbildungsverhältnisse, ein eingehender Bericht vom Initiator der Aktion, Dir. C. Aeschmann, samt heutiger Beurteilung der Aktion durch die Pflegeeltern auf Grund der bisherigen Erfahrungen vorliegt.²

Diese Aktion ist deutlich zu unterscheiden von jener, die in der Gründung von Tibetener Heimstätten zur Pflege der tibetanischen Kultur bestand, und sie ist auch verschieden von der Sammlung von Tibetern Kindern in einem eigenen Haus des Pestalozzidorfes in Trogen. Die 158 Kinder wurden auf 132 Familien verteilt. Ihr durchschnittliches Alter war bei der Ankunft ungefähr sechs Jahre; die angestellte Erhebung umfaßt durchschnittlich knapp sechs weitere Jahre, für die meisten also die Zeit der Volksschule vor beginnender Pubertät. Als summarisches Ergebnis der sehr detaillierten Angaben seien hier nur einige Punkte herausgegriffen. Trotz anfänglicher gesundheitlicher Störungen von über einem Drittel der Kinder, waren zur Zeit der Erhebung alle gesund und bis auf drei auch alle «kräftig». In der Schule beträgt der durchschnittliche Rückstand gegenüber dem normalen Schulplan nur rund zwei Trimester (2/3 Jahre), die Hälfte der Kinder (76) folgt dem Unterricht «müheles», knapp die Hälfte (69) «mit etwas Mühe» und nur neun «mit großer Mühe». Im einzelnen wird Schwäche im Rechnen, bei Sprachübungen und in der «Konzentration auf eine Aufgabe» vermerkt, wogegen die allermeisten Kinder nach Angaben der Familien die Sprache, in der sie aufgezogen werden, sehr gut (66) oder gut (73) sprechen. Generell scheinen also mindestens die äußeren Anzeichen für eine sehr gute Assimilierung zu sprechen, wofür u. a. auch die fast durchgängige Begeisterung für den Sport ein nicht zu unterschätzender Faktor ist.

Dieser guten Assimilierung steht allerdings gegenüber, daß die große Mehrzahl der Kinder gar nicht mehr oder nur noch ein wenig tibetanisch spricht, selbst solche, die – selten oder regelmäßig – eine tibetanische Schule besuchen können. Dabei wurden bei der ganzen Aktion bewußt die Kontakte unter den Tibetern Pflegekindern wie mit tibetanischen Institutionen und Lehrern angestrebt und gepflegt. Bemerkenswert ist auch, daß nur 30 von den 158 Kindern heute noch «viel Interesse», 85 Kinder «nicht viel» und 38 Kinder «kein Interesse» für ihre Tibeter Familie zeigen, wobei selbstverständlich das Alter bei der Einreise und die entsprechende Fähigkeit, sich zu erinnern, eine beträchtliche Rolle spielen. Nimmt man hinzu, daß für die Mehrzahl vermutet wird oder schon feststeht, daß sie in der Schweiz bleiben wollen, könnte man also mit dem nötigen Vorbehalt der Vorläufigkeit schließen, die Aktion sei im Sinne der «Integration» erfolgreich verlaufen.³

Sobald man aber «Schlüsse» oder «Lehren» für den aktuellen Vorschlag ziehen möchte, erhebt sich die Frage, wie weit die Tibetener Kinder für die Anpassung in der Schweiz besonders günstige Voraussetzungen mitbrachten, die man für die Bengali-Kinder nicht ohne weiteres voraussetzen kann. Viele glauben, daß allein schon der Charakter der Tibetener als Bergvolk diese der Schweizer Mentalität sehr viel näher rücken, als dies bei Bevölkerungen aus tropischen Zonen der Fall wäre. Vor allem aber waren die Voraussetzungen für die

Hereinholung der Kinder auf Seiten der Tibetaner einmalig. Sie waren wesentlich bestimmt durch den persönlichen Wunsch und die Initiative des Dalai Lama und durch sehr persönliche Beziehungen zwischen ihm und den Initianten in der Schweiz, die bei der individuellen Auswahl der Kinder spielen konnten. Demgegenüber scheint uns auf Seiten der Bengali eine anonyme Masse von Kindern gegenüberzustehen, unter denen allein schon die Kriterien der Auswahl äußerst schwierig wären. Der Vorschlag, nur «Vollwaisen» im Vorschulalter aufzunehmen, scheint auf den ersten Blick plausibel, angesichts der Sippenverbundenheit aber vermutlich wenig treffend. Nach Auskunft eines Augenzeugen sieht man unter den Flüchtlingen sehr viel Großeltern mit Kleinkindern, und auch entferntere Verwandte oder der Dorfälteste scheinen immer bereit zu sein, elternlose Kinder wie ihre eigenen anzunehmen. Die Auswahl der Kinder könnte höchstens im Rahmen der örtlich bestehenden indischen Caritassektionen (die sehr gut arbeiten) und allenfalls über Schweizer, die schon jetzt in indischen Spitälern arbeiten, geschehen. Noch weiß aber niemand, wie man in Indien – und Pakistan! – auf ein solches Vorhaben reagieren würde. Ein besonderes Problem sieht man in den erwachsenen Begleitpersonen, die für die erste Phase der Verständigung in unserem Land als Dolmetscher unerläßlich wären. Denn wer spricht hier schon Bengalisch oder gar Ostbengalisch? Für die Tibetener Kinder sandte der Dalai Lama insgesamt acht Mädchen zwischen 18–20 Jahren mit, die für einige Jahre als Helferinnen und Mittelpersonen in die Schweiz kamen und hier zugleich eine Ausbildung erhielten. Kämen nun solche erwachsene Personen aus Indien bzw. Ostbengalen mit, so fürchten manche, sie könnten bei den Kindern politisch aktiv werden, ob für Pakistan, für Indien, für Bangla Desh oder für Großbengalen bleibe dahingestellt.

Die angeführten Probleme sind nur einige unter vielen, die sich bei der praktischen Durchführung einer solchen Aktion stellen. Sie zeigen auf jeden Fall, wieviel diejenigen, die schließlich die Verantwortung für die Durchführung übernehmen, abklären und in Rechnung stellen müssen. Wir maßen uns wahrhaftig kein Urteil an, welcher Entschluß schließlich der Richtige ist, aber wir meinen, die auch nur summarische Andeutung der aufgeworfenen Probleme zeige, daß ein reiflich erwogener Entschluß in dieser Sache, mag er nun so oder so ausfallen, zu respektieren ist. Dabei könnte es durchaus sein, daß ein derzeit negativer Beschluß in drei oder sechs Monaten neu erwogen werden müßte. Dann sähe man auch, bei wem auf unserer Seite die augenblickliche Begeisterung und Bereitwilligkeit noch anhält und wer die Geduldsprobe, wie sie auch den aufnahmewilligen Pflegeeltern der Tibetener-Kinder auferlegt werden mußte, besteht. Unterdessen steht es fest, daß an Ort und Stelle von einheimischen und schon länger ansässigen ausländischen Kräften Großes geleistet wird und noch mehr geleistet werden kann, wenn die nötige finanzielle Hilfe weitergeht und noch anwächst. Vielleicht gehört es mit zu unserer zeitgemäß demütigenden Welterfahrung, uns bewußt zu werden, daß wir (ob unserem zu hohen Standard) in fremder Not mit unserem existentiellen Beitrag heute nicht willkommen und tauglich sind, und daß somit nicht *wir* ändern, sondern andere *uns* heute ein Beispiel geben. Wie dieses aussieht, mögen die drei folgenden Sätze zeigen, mit denen ein europäischer Augenzeuge⁴ eine indische Cholera-Isolierstation für die ostbengalischen Flüchtlinge beschrieb:

«Haus auf Felsen, von Wasser umgeben, fensterlos, Kranke auf Feldbetten, in choleratypischer Apathie, blaß, glasiger Blick, ausgetrocknet. Der unermüdliche Einsatz des jungen indischen Arztes und seines Assistenten, eines Eisenbahnmediziners, war großartig, die Fröhlichkeit der indischen Caritasschwester überwältigend. Freude um jedes gerettete Leben, Ergebung gegenüber dem Tod ...» L. Kaufmann

⁴ Vgl. Anmerkung 1.

² Der Bericht und die Erhebung von C. Aeschmann über die Aufnahme von Tibetern Pflegekindern in Schweizer Familien stammt vom November 1968. Er wurde nicht publiziert, aber seinerzeit in der Presse besprochen und den verschiedenen Hilfswerken zur Verfügung gestellt.

³ Ein sehr interessantes Kapitel im Bericht Aeschmann betrifft die Frage der religiösen Erziehung, der Taufe und der Orientierung über den Buddhismus. Der Dalai Lama war weitsichtig genug, einzusehen, daß eine buddhistische Erziehung in den meisten Fällen nicht möglich sei: er wünschte eine religiöse Erziehung ohne Diskreditierung der buddhistischen Lehre. Der Bericht erwähnt die anfänglich den Eltern gegebenen Ratschläge, die später auftauchenden Probleme, den Kontakt der mit der eventuellen Taufe befaßten Geistlichen mit den Initianten, usw.

PASTORALE DIENSTE AN EHEPARTNERN UND ELTERN

«Pastorale Dienste an (und unter) Ehepartnern und Eltern» – dieses Thema wurde dem Zürcher Studentenseelsorger Dr. Albert Ziegler SJ von den Veranstaltern der österreichischen Pastoraltagung (28.–30. Dezember 1970) gestellt. Aus technischen Gründen konnte sein Referat nur in einer vorläufigen Fassung im – soeben erschienenen – Tagungsbericht gedruckt werden. Das Anliegen schien uns jedoch so dringlich, daß wir den Verfasser baten, nochmals auf das Thema zurückzukommen. Pater Ziegler schreibt als Mitbruder seinen Mitbrüdern in der Seelsorge. Aber es schadet nichts, wenn *alle* wissen, was unter Mitbrüdern geredet und verhandelt wird. Für manche mag es sogar ein kleiner Trost sein, zu erfahren, daß mitbrüderliche Gespräche selbst über ein anspruchsvolles Thema in heiterer und lockerer Form geführt werden können. Um dieser gerade heute – und zwar nicht nur wegen der Jahreszeit – so dringend notwendigen Heiterkeit willen, haben wir auch diesmal versucht, den Text durch ein paar Illustrationen aufzulockern. Wir danken dem Zeichner recht herzlich und wünschen Ihnen für das Folgende viel Vergnügen. *Redaktion*

Manchen Seelsorgern ist die Ehe in den Kopf gestiegen. Andern hat die Ehe auf den Magen geschlagen. Allen Seelsorgern sollte die Ehe am Herzen liegen. Am Herzen liegen jedoch bedeutet: Auch der Seelsorger muß die Ehe ernst nehmen und die Eheleute liebhaben. Allerdings nicht aus einem besonderen seelsorglichen oder kirchlichen Interesse.¹ Die Ehe ist um ihrer selbst willen und nicht erst der Kirche wegen wertvoll. Daraus folgt, daß gerade auch die Kirche die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Ehe unbefangen zur Kenntnis nehmen, kritisch würdigen und praktisch verwirklichen helfen muß. In diesem Sinne möchte das Folgende verstanden sein. Damit das Gemeinte klarer hervortritt, wird es in Thesenform vorgelegt.

1. These

Insofern eine gute Theorie die beste Hilfe für die Praxis ist, wünschen wir praktischen Seelsorgern von den entsprechenden Theoretikern eine praxisbezogene Theorie.

Praxisbezogen ist die Theorie, wenn man sie von der Praxis her verstehen kann, ohne sich durch eine uferlose Handbibliothek von Fachliteratur hindurcharbeiten zu müssen. Eine allgemein verständliche Theorie ist gerade im Hinblick auf Ehe und Familie nötig. Denn es beschäftigen sich mit Ehe und Familie nicht nur eine Reihe von Einzelwissenschaften; es hat sich vielmehr aus diesen Untersuchungen eine eigene interdisziplinäre Wissenschaft, die Gamologie oder Ehekunde, entwickelt.² Diese Ehekunde greift Fragen der Soziologie, der Psychologie, der Pädagogik, der Theologie auf.

Fragen der Soziologie

Die Soziologie legt gewissermaßen das Fundament.³ Sie könnte zeigen, was das (soziologische) Leitbild der Ehe heute sein müßte. Man sagt so leicht: Ehe und Familie seien Ort menschlicher Geborgenheit. Aber was heißt denn heute Geborgenheit?

Früher beruhte die Geborgenheit darauf, daß Ehe und Familie ein alle Lebensbezüge umfassendes Hauswesen waren. Geborgenheit hieß Häuslichkeit. Die heutige Ehe und Familie hat viele Funktionen an die Gesellschaft abgetreten. Sie ist nicht mehr alles-umfassend. Aber vermöchte sie nicht alles-durchdringend zu sein? Sie könnte es, wenn aus der Geborgenheit

durch Häuslichkeit eine Geborgenheit durch Herzlichkeit würde. Sie müßte den Gatten und Kindern so viel herzliche Geborgenheit vermitteln, daß man allen übrigen Lebensanforderungen emotional gewachsen wäre.

Fragen der Psychologie

So hätte denn die Psychologie⁴ aufzuweisen, was innerhalb der Ehe «Herzlichkeit» bedeutet. Unsere Kleinfamilien laufen Gefahr, sich abzukapseln. Haben sich zwei endlich gefunden, möchten sie allein sein und sich gewissermaßen gegenseitig als ausschließliches Besitztum zu eigen haben.⁵ Enttäuscht von der großen Welt, flieht man in die Ehe und erwartet von der Ehe zuviel.

Die Versuche mit Kommunen wollen eine Alternativmöglichkeit schaffen.⁶ Schon jetzt aber zeigt sich, daß sie in den bis heute erprobten Formen nicht lebensfähig sind. Zum einen erweist sich soziologisch, daß in einer immer mobiler werdenden Gesellschaft nur jene Gruppe Überlebenschancen hat, welche leicht transportfähig ist. Dies aber ist nur das Einzelpaar mit den Kindern. Zum andern ergibt sich psychologisch, daß das Liebesmotiv zu den wichtigsten Faktoren der ehelichen Partnerwahl geworden ist. Dies läßt vermuten, daß die negativen Erscheinungen heutiger Ehemoral «nur Krisenzeichen eines Prozesses sind, der auf eine Vertiefung eines personalen Ehebegriffes hinausläuft».⁷ Wie aber werden die Menschen für die hohen Anforderungen einer solchen personalen Ehe reif?

Fragen der Pädagogik

Früher war die Erziehung einfach – so wie die Welt einfach(er) war. In naher Zukunft war wenig Neues zu erwarten. So genügte es, Weniges, dies aber handfest, hinter die Ohren zu schreiben. Heute wandelt sich die Welt ständig. Daher muß auch die Erziehung, diesen Wandel berücksichtigend, sich selber wandeln. Sie muß zum einen zukunftsbezogen, zum andern kindorientiert sein:

Zukunftsbezogen, weil man nicht genau sagen kann, ob und wie man das heute Gelernte in zwanzig Jahren noch verwerten kann. So wäre neben einem bestimmten Grundwissen vor allem die Fähigkeit zu vermitteln, lebenslanglich weiterzulernen. Erziehen heißt somit: Ermutigen, damit man Freude am immerwährenden Lernen gewinnt und so in sich selbst die Bereitschaft entwickelt, sich immer neuen Lebensbedingungen auch immer neu anzupassen.

⁴ Eine gute Einführung in die (zumal psychologisch bedingten) Probleme der Ehe bietet Josef Duss-von Werdt: Die Ehe in Diagnose und Prognose – in Gegenwart und Zukunft: Ehe 7 (1970), 1–15.

⁵ Ein Ehepartner gehört dem andern ganz, mit Geist, Seele und Leib, oder richtiger: gehört ganz zu ihm, um nicht das Mißverständnis eines gegenseitigen Besitzanspruches aufkommen zu lassen (Ulrich Beer: Absolute oder relative Ehe?: Hans-Christoph von Hase (Hrsg.): Solidarität + Spiritualität = Diakonie. Gottesdienst als Menschendienst. Ein ökumenisches Symposium (Stuttgart 1971), 207–215, hier 210).

⁶ Dazu vor allem Ansgar Heuer: Die Wohngruppe. Exercitium in Solidarität und Spiritualität: Solidarität + Spiritualität = Diakonie, 216–228 (mit ausführlichem Literaturverzeichnis). – Reinhold Ruthe (Hrsg.): Ist die Ehe überholt? Aspekte und Prognosen (München 1970). Vgl. dazu die Besprechung von Josef Duss-von Werdt: Ehe 7 (1970), 184–185. – Ich lebe in einer Kommune. Eine Studentin berichtet über ein Experiment junger Menschen und ihre Erfahrungen. Mit einem Kommentar aus psychologischer Sicht von Dr. Charlotte Rieden (Berlin 1970). – Vgl. auch Hans Roth: Überlegungen zum Gruppenleben in religiösen Institutionen: Geist und Leben 44 (1971), 48–61. – Ferner: Ehe: Sonderheft über Kommunen 8 (1971).

⁷ Paul Matussek: Verfällt die Moral? Hans-Jürgen Schultz (Hrsg.): Was weiß man von der Seele? (Stuttgart 1967), 116–123, hier 120 und 121. – Vgl. Josef Duss-von Werdt: Ehe 7 (1970), 3; ff.

¹ Vgl. Joachim Scharfenberg: Die Zukunft der Familie und die Kirche (Wuppertal-Barmen 1970).

² Vgl. etwa Theodor Bovet: Kompendium der Ehekunde. Zürcher Vorlesung (Bern 1969).

³ Vgl. Georg Schwägler: Die Soziologie der Familie. Ursprung und Entwicklung (Tübingen 1970). Zum folgenden vor allem Franz-Xaver Kaufmann: Die gesellschaftliche Situation der heutigen Familie: Albrecht Beckel (Hrsg.): Ehe im Umbruch (Münster 1969), 107–140.

Kindbezogen, weil sonst das Kind einfach als kleiner Erwachsener eingestuft und damit mißverstanden wird. Es wird dann über den Leisten einer Leistungsgesellschaft geschlagen, ohne daß man sich fragte, ob ein Kind ein «Leistungswesen» sei. Die Entwicklungspsychologie hat nämlich längst gezeigt, daß das Kind dann am meisten «leistet», wenn es keine Leistung zu erbringen hat. (Von dieser Einsicht verraten unsere herkömmlichen Schulzeugnisse freilich noch wenig. Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit, Betragen sind noch immer die wichtigsten Bewertungsmaßstäbe ...)

Einen Ausweg versuchen die sogenannten antiautoritären Kindergärten. Die bisherigen Erfahrungen sind indes nicht sehr erfreulich. Indem man den Kindern den autoritativen Halt verweigert, läßt man sie unsicher werden. Dadurch werden sie einerseits aggressiv, andererseits laufen sie Gefahr, kritiklos jeder beliebigen Autorität zu verfallen, die ihnen Halt verspricht.⁸

Hinter den scheinbar banalen Alltagsfragen eines Seelsorgers verbergen sich immer wieder solche Fragen der Soziologie, Psychologie und Pädagogik. Auf viele Fragen sind uns Soziologen, Psychologen und Pädagogen die Antwort schuldig geblieben. Aber es wäre verfehlt, die Schuld lediglich bei den andern zu suchen. Was haben uns denn die Theologen geboten, damit wir auch von der Theologie her Ehe und Familie besser verstehen?

Fragen der Theologie

Auch die Theologen versuchen, an einem neuen Leitbild der Ehe zu arbeiten. Sie suchen neu herauszustellen, was Sakramentalität der Ehe bedeutet.⁹ Aber ist es ihnen gelungen, dieses Leitbild so klar, einfach und verständlich darzulegen, daß wir es etwa in unserem Brautunterricht oder in einer Ehepredigt verwenden können? Wer als einfacher Seelsorger liest, was *Karl Rahner*, *Josef Ratzinger*, *Walter Kasper* über die Sakramentalität der Ehe geschrieben haben und dies in Beziehung setzt zu den Menschen, welche im Sprechzimmer oder in der Kirche vor einem sitzen, fühlt sich weit überfordert.

Auf der einen Seite die hohen Gedanken der Theologie, auf der andern die Menschen in ihrer Alltäglichkeit. Unsere Theologen müßten lernen, ihre hohen Gedanken so einfach und eindringlich auszudrücken, daß sie auch in der Alltäglichkeit eines gelebten Lebens zu bestehen vermögen. Das Leben jedoch erstreckt sich nun einmal von der Banalität ungelüfteter Stuben, nicht aufgeräumter Küchen, ungemachter Schlafzimmer, Körbe voller schmutziger Wäsche bis zu den Augenblicken wortloser Feierlichkeit und der bitteren Einsamkeit des Sterbens.

Es gibt nur einen Rat: Wir als praktische Seelsorger haben unsere Dogmatikprofessoren mitbrüderlich zur Praxisnähe zu bringen. Dies sind wir jenen schuldig, die uns tagtäglich fragen und sich nicht mit ein paar gelehrten Auskünften abspesen lassen. Aber auch unseren Professoren dürfen wir mitbrüderlichen Praktiker das Wort der altprotestantischen Theo-

⁸ Vgl. Roman Bleistein: Antiautoritäre Erziehung. Herkunft eines Schlagworts: Stimmen der Zeit 69 (1971), 178–190. Roman Bleistein: Antiautoritäre oder freiheitliche Erziehung? Stimmen der Zeit 96 (1971), 391–406.

⁹ Walter Kasper: Die Verwirklichung der Kirche in Ehe und Familie. Überlegung zur Sakramentalität der Ehe: Adolf Exeler (Hrsg.): Die neue Gemeinde. Festschrift für Theodor Filthaut zum 60. Geburtstag (Mainz 1967), 110–135. – Josef Ratzinger: Zur Theologie der Ehe: Gerhard Krems und Reinhard Mumm: Theologie der Ehe. Veröffentlichung des ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen (Regensburg 1969), 81–115. Vgl. dazu die Besprechung von H. Ringeling: Zeitschrift für evangelische Ethik 15 (1971), 62. – Karl Rahner: Die Ehe als Sakrament: Schriften zur Theologie 8 (Einsiedeln 1967), 519–540. – Der Churer Dogmatiker Eduard Christen veröffentlicht in der demnächst erscheinenden neuen Churer theologischen Reihe eine zusammenfassende Studie zur Theologie der Ehe.

logen entgegenhalten: «Theologia est scientia eminens practica.»¹⁰

2. These

Insofern die Moraltheologie Gottes richtendes, aber gnädiges Wort an und für den Menschen (und sein Tun) zu verdeutlichen hat, fordern wir von der Praxis für die Praxis eine menschenmögliche Moraltheologie.

Vermutlich war die alte Moraltheologie besser als ihr augenblicklicher Ruf. Sie glaubte, die Menschen unerbittlich mit absoluten Prinzipien konfrontieren zu müssen. Aber durch eine weit ausgebaute Kasuistik versuchte man, jene Prinzipien moral dem Menschen, wie er nun einmal leibt und lebt, anzupassen. Man befolgte weitgehend das Prinzip der alten Volksmissionare: «Auf der Kanzel ein Löwe; im Beichtstuhl ein Lamm.» Ob dieses Vorgehen – wenigstens zu bestimmten Zeiten – nicht auch sein Gutes hatte?¹¹ Auf jeden Fall ist heute die Situation völlig anders.

Der Gegenschlag des Pendels

Zunächst liegen wir vermutlich im andern Straßengraben. Lag es der alten Moraltheologie an der Strenge der Prinzipien, reagieren wir heute besonders empfindlich gegenüber allen Absolutheitsansprüchen. Ob diese Allergie eine weniger gefährliche Krankheit ist, als es die Rigidität der alten Moraltheologie war?

Immerhin legt uns die alltägliche praktische Erfahrung manche Fehler der traditionellen Moraltheologie so unübersehbar vor Augen, daß wir getrost sagen dürfen: Es können auch uns eine ganze Menge Fehler unterlaufen, bis wir die Fehlermenge der Alten erreicht haben.

Neue Ansätze

Sodann ist festzustellen, daß auch die Vertreter der Moraltheologie nicht einfach ihre Zeit verschlafen haben. Erfolgversprechende Grundlagen einer auch heute vertretbaren Moraltheologie liegen vor.¹² Auch wenn es sich dabei erst um Entwürfe handelt, dürfte für die Praxis bereits folgendes feststehen:

Als Leitsatz steht über dieser Moraltheologie das Wort *Augustins*: Gott verlangt nichts Unmögliches. Er fordert zu tun, was man kann, und um das zu bitten, was man (noch) nicht kann.¹³ Einem solchen Leitsatz folgend, ist die Moraltheologie

¹⁰ Vgl. Hans-Christoph von Hase: Beter, Täter, Theologen: Solidarität + Spiritualität = Diakonie, 30.

¹¹ Im Grunde geht auch die Enzyklika *Humanae vitae* nach dieser Methode vor. Im ersten und zweiten lehrhaften Teil vertritt sie sehr klar und bestimmt Prinzipien. Im abschließenden pastorellen Teil wird der Milde das Wort gegeben: «Sollten aber Sünden den Weg der Eheleute hemmen, dann mögen sie nicht den Mut verlieren, sondern demütig und beharrlich zur Barmherzigkeit Gottes ihre Zuflucht nehmen, die ihnen im Bußsakrament in reichem Maße geschenkt wird» (Nr. 25).

¹² Vgl. dazu Peter Knauer: Das rechtverstandene Prinzip von der Doppelwirkung als Grundnorm jeder Gewissensentscheidung: Theologie und Glaube 57 (1967), 107–133. – Bruno Schüller: Zur Problematik allgemein verbindlicher ethischer Grundsätze: Theologie und Philosophie 45 (1970), 1–23. – Josef Fuchs: Der Absolutheitscharakter sittlicher Normen. Festschrift für Bischof Kempf (im Druck).

¹³ «Nam Deus impossibilia non iubet sed iubendo monet, et facere quod possis, et petere quod non possis (Augustinus). De natura et gratia (Caput 43, § 50).» Das Konzil von Trient fügt hinzu: «Et adiuuat ut possis (Dz³³ 1536).» Vgl. dazu auch Leonhard M. Weber: Ehenot – Ehegnade (Freiburg i. Br. 1965), 59. Man vergleiche dazu auch den Satz: *Facienti quod est in se, Deus non denegat gratiam*. Vgl. Heinrich Denifle: Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung I/1 (Mainz 1906), 576–459, vor allem 479 f.

eine menschenmögliche Theologie. Denn sie überfordert den Menschen nicht von vornherein und macht ihn mutlos. Sie nimmt sich des Menschen an, indem sie ihn dort annimmt, wo er steht. Den Stehengebliebenen mahnt sie, sich mit sich selbst auf den Weg zu machen und – wenigstens schrittweise – voranzugehen. Derart unterwegs, macht der Mensch jedoch eine eigentümliche Erfahrung. Es ist die Erfahrung zunehmender Selbstsicherheit.

Sicherheit inmitten bleibender Grauzonen

Auf seinem Weg wird der Mensch nämlich inne, daß er nicht derart seiner Unsicherheit ausgeliefert ist, wie es bisweilen scheint. Gewiß muß, wer nicht einfach bei Vor-Urteilen stehen bleiben will, bereit sein, alles in Frage stellen zu lassen. Aber die Antworten müssen deswegen doch nicht anders ausfallen, als man sie früher gegeben hatte. Vielleicht genügt es, daß der Mensch die alten Antworten tiefer begründet. So weiß der Mensch auch heute sehr genau, was er sicher tun muß und was er ebenso sicher nicht tun darf. Auch heute stechen wir uns auf der Straße nicht einfach das Messer in den Bauch. Auch heute lügen wir nicht von vornherein einander an. Auch heute ist der Betrug nicht einfach der geschäftliche Normalfall. Mit andern Worten: die Extreme Schwarz und Weiß sind uns klar.

Zwischen diesen Extremen Schwarz und Weiß dehnt sich freilich eine Grauzone aus, die weit größer ist, als wir vermutet haben. Hier sind wir in der Tat unsicher geworden. Aber weist eine solche Grauzone nicht vielleicht darauf hin, daß es im menschlichen Leben manches gibt, welches nicht unmittelbar so heilsbedeutsam ist, daß es sogleich um Himmel und Hölle, Tod oder Leben geht?

Vielleicht gehört es gerade zur Gewissenhaftigkeit des Menschen, innerhalb dieser Grauzone seinen Weg erst noch, und zwar tastend, suchen zu müssen.¹⁴ Wenn der Mensch lernt, in dieser Grauzone des täglichen Lebens die täglichen Gewissensentscheide gewissenhaft (aber durchaus nicht ängstlich) zu treffen, erfährt er, daß auch die alten Prinzipien viel Richtiges in sich trugen, weil auch sie Ausdruck einer langen Lebenserfahrung waren. Er wird gewahr, daß die alten Prinzipien nach wie vor Geltung haben – allerdings wohl nicht in der gleichen Absolutheit, wohl aber im Regelfall (ut in pluribus, wie die Alten zu sagen pflegten).

Auch im Zusammenhang mit Ehe und Familie ist vieles in diese Grauzone der Unsicherheit gerückt. Man denke etwa an die vorehelichen Beziehungen,¹⁵ an die Fragen der Empfängnisregelung¹⁶ oder an die besondere Frage des Schwangerschaftsabbruchs.¹⁷ Auch wir Seelsorger leiden an dieser Unsicherheit. Aber sollten wir nicht vielleicht gerade darin vorbildlich sein, daß wir versuchen, mit dieser unserer Un-

sicherheit selber noch einmal gewissenhaft und verantwortlich umzugehen? Wir brauchen keine Sicherheit vorzuspielen, wo wir sie selber auch nicht besitzen. Umgekehrt brauchen wir nicht zu schweigen, wo unser nie abgebrochenes Studium und unsere andauernde Lebenserfahrung uns Gründe in die Hand geben, welche uns selber überzeugen und darum wohl auch andere zu überzeugen vermögen.

Auch ein *Paulus* wurde verunsichert. Gerade darum hat er die Grundfrage der christlichen Ethik gestellt: «Herr, was willst du, was ich tun soll?»¹⁸ Diese Frage zeigt: es obliegt uns nicht, den Willen Gottes im allgemeinen und für alle Zeiten zu erfragen.¹⁹ Es geht immer um jenen Willen Gottes, der uns heute und der mich eben jetzt trifft.

3. These

Insofern jedes Recht im Dienste menschlicher Würde und Freiheit steht, fordern wir von der Praxis für die Praxis ein menschenwürdiges Recht.

Viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche stehen jeder rechtlichen Regelung kritisch, wenn nicht ablehnend gegenüber. Um so dringlicher wäre es, den Menschen den Sinn rechtlicher Ordnungen einsichtig zu machen. Dies wäre eine auch seelsorgliche Aufgabe, und zwar sowohl in bezug auf das kirchliche wie auf das staatliche Recht.

Fragen des Kirchenrechtes

Der formale Aspekt: Die kirchlichen Vorschriften sind ernst, aber nicht tierisch-ernst zu nehmen. – Im Zusammenhang mit Ehefragen und Ehegerichten begegnen wir zwei Arten von Kirchenrechtlern:

Die *einen* sagen: Das Kirchenrecht ist zwar in mancherlei Bestimmungen veraltet und bedarf dringend der Reform. Aber einstweilen gilt es noch. «Habemus legem et secundum hanc legem debet mori» (wir haben ein Gesetz und nach diesem Gesetz muß er sterben). Solche Kirchenrechtler gleichen der Schwester Oberin, in deren Nachruf es hieß: «Sie hat den Willen Gottes jederzeit erfüllt, soweit es ihr die heilige Regel gestattet hat.»

Anrede Kirchenrechtler nehmen im Gegenteil das positive Gesetz auf die leichte Schulter. In schwierigen Eheprozessen, die in Rom oder anderswo nicht vorwärts kommen, raten sie etwa schlankweg: «Heiratet doch zivil.» Der Rat mag richtig sein. Aber er hilft nur dann, wenn er auch pastoral aufgearbeitet wird. Das heißt: Man muß, wenn man schon glaubt, solche Ratschläge erteilen zu sollen, den Menschen helfen, daß sie diesen Rat mit gutem Gewissen befolgen können. Man muß ihnen also zugleich behilflich sein, das eigene Gewissen neu zu wecken und zu bilden. Dies geschieht aber nicht dadurch, daß man die Menschen mit einem etwas schnodderigen Hinweis auf die römische Bürokratie und die abgründigen Tiefen kurialer Schubladen aufs Standesamt schickt.

Inhaltliche Aspekte: Mischehe und Ehescheidung

In der *Mischehenfrage* hat sich ein kleines Wunder ereignet. Über die römischen Verordnungen mag man mit Recht geteilter Meinung sein. Jedoch verdienen die Ausführungsbe-

¹⁴ Vgl. Bruno Schüller: Typen ethischer Argumentation in der katholischen Moraltheologie: Theologie und Philosophie 45 (1970), 531 f.

¹⁵ Vgl. Roman Bleistein: Sexualerziehung zwischen Tabu und Ideologie (Würzburg 1971). Ferdinand Oertel (Hrsg.): Lieben vor der Ehe? Beiträge zur Diskussion über voreheliche Geschlechtsbeziehungen (Essen 1969). – Erich Kellner (Hrsg.): Sexualität ohne Tabu und christliche Moral. Gespräche der Paulusgesellschaft (Mainz 1970). – Hubert Steinhaus/Franz Josef E. Becker: Sexualität und Gesellschaft. Beiträge zur Revision der Sexualpädagogik (Düsseldorf 1971). – Stenger/Pastorfer/Gründel/Doppler: Gesellschaft – Geschlecht – Erziehung. Studien zur pädagogischen Praxis (München 1971). Vgl. auch Bruno Schlegelberger: Vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr. Die Stellung der katholischen Moraltheologen seit Alphons von Liguori (Remscheid 1970).

¹⁶ Vgl. etwa Hans Göppert, Wolfgang Wickler (Hrsg.): Sexualität und Geburtenkontrolle (Freiburg i. Br. 1970).

¹⁷ Vgl. Albert Ziegler: Das Leben der Güter größtes? Zur moraltheologischen Diskussion über die Schwangerschaftsunterbrechung: Konrads-Blatt 55 (Karlsruhe 1971), 30. Juli 1971, 8–10. – Johannes Gründel: Abtreibung – Pro und Contra. Symposium über die moraltheologische und strafrechtliche Frage in Deutschland und in Österreich (Würzburg 1971).

¹⁸ Ab 9,5 in einer alten Textvariante.

¹⁹ «Es ist für den Menschen nicht so unbedingt wichtig, genau zu wissen, was Gottes Wille für vergangene Generationen war oder für künftige Generationen sein wird, wenn er nur weiß, was Gott von ihm heute fordert (Bruno Schüller: Wieweit kann die Moraltheologie das Naturrecht entbehren?: Lebendiges Zeugnis (1965), 57.)» Vgl. dazu Franz-Xaver Kaufmann: Ehe in sozialanthropologischer Sicht: Franz Böckle (Hrsg.): Das Naturrecht im Disput (Düsseldorf 1969), 15–60, hier 59.

stimmungen der einzelnen deutschsprachigen Bischofskonferenzen hohes Lob. Unsere Bischöfe haben gerade hierin Anspruch auf den Dank all jener Seelsorger, welche tagtäglich mit Menschen zu tun haben, die vor den Fragen der Mischehe stehen. Dank dieser aufgeschlossenen Ausführungsbestimmungen haben wir in der katholischen Kirche praktisch eine Freiheitlichkeit erreicht, die wohl fast allen Wünschen gerecht zu werden vermag.²⁰

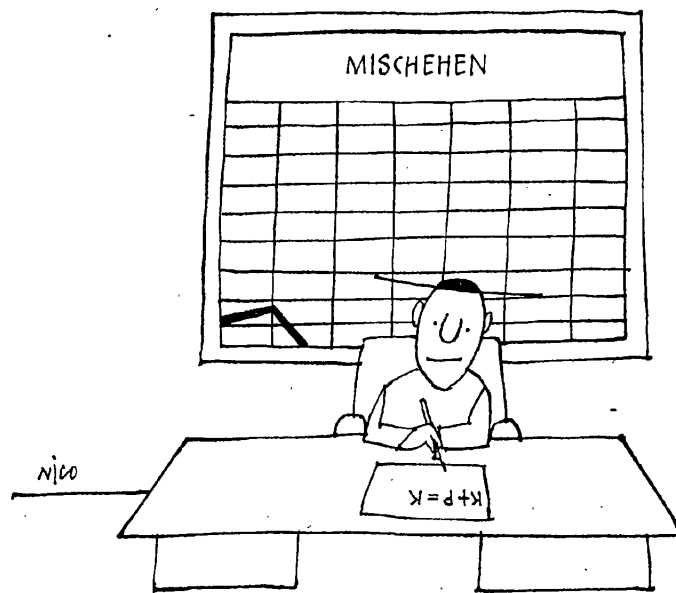
Ein Problem ist allerdings noch nicht geklärt, geschweige denn gelöst: der gemeinsame Kommunionempfang konfessionsverschiedener Ehepaare. Seelsorglich falsch dürfte es sein, ausgerechnet an dieser Frage einen kleinen Kirchenkrieg zu entfachen.²¹ Mehr Erfolg verspricht auch hier ein behutsames Vorgehen. Beispielsweise empfinden es schon jetzt viele Pfarrer als eine einfache menschliche und christliche Anstandspflicht, evangelische Mütter, die ihre katholischen Kinder auf die Kommunion vorbereiten halfen, am Erstkommunionstag auch zum Empfang der Eucharistie einzuladen. Auch ist nicht einzusehen, weshalb bei der kirchlichen Hochzeit konfessionsverschiedener Brautleute, die aus einem lebendigen Glauben heraus auch miteinander zur Kommunion gehen möchten, nicht der zuständige Bischof oder auch der unmittelbar betroffene Seelsorger die herkömmlichen Regeln der Epikie verantwortungsvoll und besonnen sollen anwenden können.

Die *Unauflöslichkeit der Ehe* wird bekanntlich auch innerhalb der katholischen Kirche eingehend diskutiert.²² Die Schwierigkeit des praktischen Seelsorgers liegt in zweifacher Richtung. Zuerst fragt sich: Was tun wir, solange noch nichts praktisch Verwertbares vorliegt? Die zweite Frage ist: Was kehren wir vor, damit die theoretische Diskussion auch von unseren Gläubigen verstanden wird und nicht eine noch größere Verunsicherung des Glaubens eintritt?

Gerade die zweite Frage der theoretischen Diskussion und ihrer seelsorglichen Auswirkung verdient unsere Aufmerksamkeit. Bisher galt doch die Unauflöslichkeit der Ehe gewissermaßen als «rocher de bronze» innerhalb der katholischen Kirche. An der Unauflöslichkeit der Ehe zweifeln hieß, an der Unerschütterlichkeit der katholischen Kirche überhaupt rütteln. Schon bei der Enzyklika «Humanae Vitae» sind viele Gläubige – so oder anders – unsicher geworden. Viele hatten den Eindruck: Die Kirche kann es sich einfach nicht leisten, von ihrer bisherigen Lehre abzugehen. Wo kämen wir sonst hin? Wenn aber solche Bedenken schon wach wurden, wo es (doch nur) um einzelne Fragen der Ehe ging, wie bedenklich müßte es erst sein, wenn nun mit einemmal die Ehe als Ganze in Frage gestellt würde? So denken manche von

uns. Andererseits zeigt die Erfahrung – auch mit der Enzyklika *Humanae vitae* –, daß unsere Gläubigen inzwischen vieles gelernt haben und in ihrem Glauben doch nicht so leicht zu erschüttern sind, wie es manchmal scheint und mancher etwas ängstliche Seelsorger befürchtet.

Indessen können die Menschen mit ihrem Leben, auch mit ihrem Eheleben, nicht warten, bis die grundsätzliche Diskussion abgeschlossen ist. Was tun wir inzwischen praktisch?



RECHNUNG GEHT NICHT AUF

Dürfen wir wiederverheiratet Geschiedene und damit in einer kirchlich ungültigen Ehe Lebende zu den Sakramenten zulassen?²³ Viele Seelsorger sind heute dazu bereit, wenn nach einem eingehenden seelsorglichen Gespräch die entsprechenden Voraussetzungen gegeben sind. Aber die Gefahr des Ärgernisses? Man kann sich nicht nur an einer vermeintlich laxen Sakramentenpraxis ärgern. Vielleicht nehmen heute viele mehr Ärgernis, wenn die Kirche ehrlich Suchenden und Ringenden die Sakramente verweigert. Geht es der Kirche letztlich darum, abstrakte Prinzipien unbedingt durchzusetzen, oder muß sie in neuer Weise den alten Grundsatz beherzigen: *sacramenta propter homines* (die Sakramente sind wegen der Menschen da)?

Was tun, wenn schuldig oder unschuldig Geschiedene anläßlich ihrer standesamtlichen Trauung auch um eine kirchliche Einsegnung ihrer Zivilehe bitten? Oft läßt ein Seelsorgsgespräch vermuten, daß die erste nun geschiedene Ehe mangels Ehreife (obwohl nach dem Buchstaben kirchlichen und staatlichen Rechtes gültig) keine wirklich geltende Lebensgemeinschaft war.²⁴ Was nun?

Oft bietet sich folgender Ausweg. Einerseits müßte man die Fragesteller auf ihre Loyalität gegenüber der Kirche anspre-

²⁰ Zum heutigen Stand der Mischehenfrage: Gemeinsame Mischehenseelsorge. Empfehlungen der katholischen Kirche und der reformierten und der lutherischen Kirche Frankreichs: Schweizerische Kirchenzeitung 139 (1971), 33–42. (In der gleichen Nummer finden sich auch Beiträge zu einer gemeinsamen Mischehen-Seelsorge.) – Peter Lengsfeld: Das Problem Mischehe (Freiburg i. Br. 1970). – Reinhold Waltermann: Mischehe. Handreichungen zur Praxis. Dokumente. Dispensen. Formulare (Essen 1970).

²¹ Zur Frage des Kommunionempfangs Franz-Josef Trost (Hrsg.): Christen wollen das Abendmahl (Mainz 1971). – Ein kleines Beispiel für einen u. E. von beiden Seiten her völlig unnötigen Kirchenkrieg dokumentiert Erhard Bertel: Das Schicksal eines Arbeitspapiers zur «ökumenischen Ehe»: *Diakonia* (=Der Seelsorger) 2 (1971), 133–137.

²² Vgl. Robert Gall: Die fragwürdige Unauflöslichkeit der Ehe (Zürich 1970). – Hans Heimerl (Hrsg.): Verheiratet und doch nicht verheiratet? Beiträge zur Problematik der nicht-katholisch geschlossenen Ehe von Katholiken (Wien 1970). – Norbert Wetzell (Hrsg.): Die öffentlichen Sünder oder: Soll die Kirche Ehen scheiden? (Mainz 1970). – Weil/Pesch/Gerhart/Häberle: Zum Thema Ehescheidung (Stuttgart 1970). Vgl. dazu die Besprechung von Johannes Neumann: Religion + Theologie. Katalog des katholisch-theologischen Schrifttums 33 (Frühjahr 1971), 34–36. – Bruno Primetshofer: Zerbrochene Ehe und Ehescheidung: Helmut Erharter (Hrsg.): Humanisierte Sexualität (Wien 1971). Vgl. auch die Beiträge in der Theologischen Quartalschrift 151³ (1971), 1–69.

²³ Vgl. Johannes Günther Gerhart: Exkommuniziert – ein Leben lang?; Signum 41 (1969), 44 – 50. – Hans Bernhard Meyer: Können wiederverheiratete Geschiedene zu den Sakramenten zugelassen werden?; Jakob David/Franz Schmalz (Hrsg.): Wie unauflöslich ist die Ehe? Eine Dokumentation (Aschaffenburg 1969), 269–306. – Franz Böckle: Handbuch der Pastoraltheologie V (Freiburg i. Br. 1969), 70. – Hans Heimerl: Sakramentenempfang für Wiederverheiratete: Theol. Quartalschrift 151 (1971), 61–69.

²⁴ «Der heilige Thomas fordert für die Ehe eine größere geistige Reife als für die Todsünde. Die Ehe verlangt eine reife Entscheidungsfreiheit für zukünftiges Verhalten (*discretio ad providendum in futurum*), die Sünde nur die jetzt zutreffende Entscheidung, bei der die Umstände überblickbar sind (*ad actum praesentem*). Die Moraltheologie ist in der Todsünde zurückhaltender geworden; sollte man nicht auch in der Behauptung der Ehreife vorsichtiger sein? (Alfons Gommenginger: Orientierung 31 (1967), 229.»

chen und sie zur Einsicht führen, daß sie gerade dann, wenn sie die Kirche ernst nehmen, auch die kirchliche Rechtsordnung ernst nehmen müssen und damit auch die (einstweilen noch geltenden) Ehehindernisse anzuerkennen hätten. Andererseits darf man darauf hinweisen, daß die Kirche zwar immer auch, aber nie nur Rechtsgemeinschaft ist. Auch die Kirche muß und darf hoffen, daß die nunmehr beabsichtigte neue Lebensgemeinschaft auch vor Gott eine Lebensgemeinschaft sei und für die gewissenhaft Handelnden ein Weg zu Gott werde.

Daraus folgt, daß zwar eine kirchliche Eheschließung nicht möglich ist. Aber warum darf man anlässlich der standesamtlichen Trauung mit den Beteiligten nicht privat etwa in einer Hauskapelle eine heilige Messe oder einen Wortgottesdienst feiern? Dabei sollte man, um jeden Anschein einer kirchenamtlichen Trauung zu vermeiden, kein Ja-Wort entgegennehmen. Aber man kann sehr wohl in Ansprache und Fürbitte den neuen Lebensabschnitt dieser Menschen unter Gottes Güte und Gericht stellen.

Und warum darf ein Seelsorger, der Brot und Früchte segnet und in dessen Rituale Romanum ein eigener Segen für Käse vorrätig ist, nicht auch Menschen segnen, die wahrhaft mehr als Käse sind und die nun miteinander einen Weg betreten, der für sie zum Weg des Lebens und hoffentlich auch des Heiles werden soll?

Ein solcher Gottesdienst ist eine private Feier. Dennoch sollte er nicht hinter dem Rücken des kirchlichen Amtes geschehen. Deswegen gehört es zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens, wenn der Seelsorger in jedem Einzelfall die zuständige kirchliche Behörde durch ein entsprechendes Schreiben von diesem Schritt und den dazuführenden Gründen unterrichtet.

Fragen des staatlichen Rechtes

Aus der Praxis wissen wir, daß nicht nur das kirchliche, sondern auch und manchmal noch mehr das staatliche Recht sich menschenunwürdig auswirken. Gerade wenn die Kirche sich ehrlich um die Menschlichkeit ihres eigenen Rechtsgebarens bemüht, wird sie glaubwürdig, auch für die Reform eines staatlichen Rechtes – auch des Ehe- und Familienrechtes – einzutreten.

Allerdings scheinen manche noch immer nicht den Unterschied zwischen kirchlichem und staatlichem Recht, zwischen sittlicher und rechtlicher Ordnung einzusehen. Anders ließe sich das Bemühen vatikanischer Kreise, die staatliche Ehescheidung in Italien zu verhindern, nicht verstehen.²⁵ Wie lange wird es noch dauern, bis die Kirche bereit ist, sich auch für ein menschenwürdiges Ehescheidungsgesetz überall dort einzusetzen, wo es sich in einer anderweitig nicht behebbaren Notlage als kleinstes Übel und damit als Notlösung erweist?²⁶

4. These

Insofern die Pastoral das Evangelium den Menschen nicht verleiden, sondern als menschenfreundliche Botschaft eines menschenliebenden Gottes verkünden soll, fordern wir von der Praxis für die Praxis eine menschenfreundliche Pastoral.

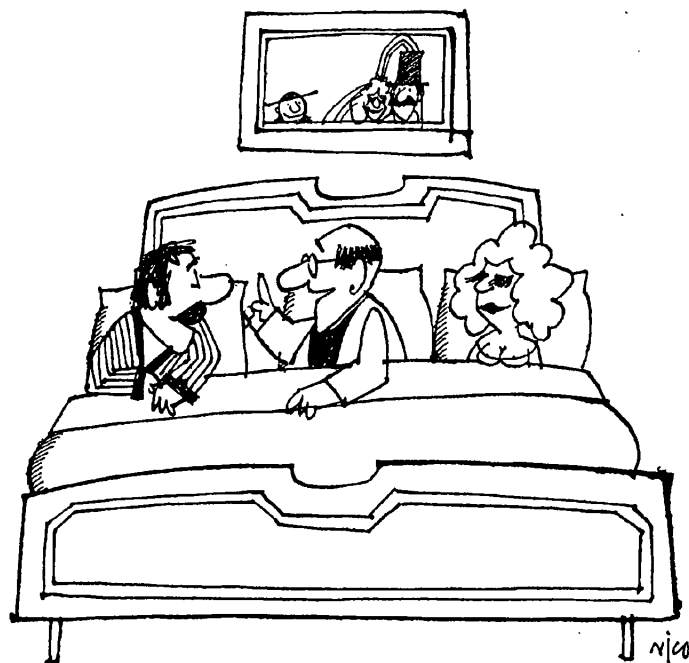
Die Psychologen sagen, Sexualität sei ein Spaß. (Nur fragen wir uns: Warum pflegen dies viele Psychologen mit so tod-

²⁵ Vgl. Albert Ziegler: Der Vatikan und die Ehescheidung: Neue Zürcher Nachrichten 5. 12. 1970. Ferner Matthäus Kaiser: Katholisches Eheverständnis und staatliches Scheidungsrecht: Stimmen der Zeit 96 (1971), 361–371.

²⁶ Dazu gehören auch die Bestrebungen um die verschiedenen Strafrechtsreformen. Vgl. dazu Franz Böckle: Sittengesetz und Strafgesetz: Wort und Wahrheit 23 (1968), 3–17. – Joseph Listl: Die deutsche Strafrechtsreform im Stadium der Verwirklichung: Wort und Wahrheit 24 (1969), 387–398. – Vgl. auch Anm. 17.

ernster Miene zu sagen, daß einem der Spaß vergehen könnte?) Herr Kolle redet vom Wunder der Liebe. (Warum tut er es so banal, daß dabei jedes Wunder vor die Hunde geht?) Auch wir Seelsorger müßten den Menschen sagen, daß Leben und Liebe etwas Wunderbares sind und daß reife Sexualität ein höchst vergnüglicher Spaß sein kann.

Allerdings wird sie wohl nur Spaß sein, wenn sie nicht um Teufels Gewalt Spaß sein muß und wenn sie immer mehr ist, als nur ein billiges zeitvertreibendes Spaßchen. Denn ein Mensch kann nur Spaß haben, wenn er mehr als nur Spaßmacher und Hanswurst ist.²⁷



PRAKTISCHE THEORIE

Mit andern Worten: Als Seelsorger²⁸ müßten wir uns bemühen, den Menschen immer auch ein Stück Lebensfreude zu schenken. Freude am Leben können wir den Menschen aber nur vermitteln, wenn wir die Menschen gern haben. So wäre es immer die erste Gewissensfrage an uns selbst: «Hast du eigentlich die Menschen gern; oder benützest du die Menschen, um deine Aggressionen los und von den Menschen bestätigt zu werden?» Umgekehrt werden wir, wenn wir die Menschen gern haben, uns bemühen, alles zu tun, um ihnen wirksamer zu helfen. Das fordert heute nicht an letzter Stelle, weiterzulernen.

Orte, wo man das Ehe-Familienleben lehren und lernen kann

► Lehrinstitutionen

In institutioneller Sicht wird heute vieles getan. Eheseminare und Brautleutetagen werden veranstaltet. Eheberatungs-

²⁷ Vgl. dazu Josef Duss-von Werdt: Ehe 7 (1970), 2; 8. – Hans Giese/Gunter Schmidt: Studenten-Sexualität. Verhalten und Einstellung (Hamburg 1968), 369–399.

²⁸ Zu diesem Seelsorgersverständnis vgl. Heinz Schuster: Grenzen der Seelsorge: Herbert Vorgrimler (Hrsg.): Gott in Welt, Festgabe für Karl Rahner 2 (Freiburg i. Br. 1964), 219–228. – Vgl. auch Armin Beeli: Handbuch der Pastoraltheologie IV (Freiburg i. Br. 1969), 196f.

stellen sind vorhanden.²⁹ Daß alle bestehenden Institutionen überlastet sind und neue geschaffen werden müssen, ist jedem klar. Um so mehr verdienen alle dort Wirkenden den Dank auch der Seelsorger.

► Lehrbücher

Es gibt eine Unzahl von Lehrbüchern auch über die Ehe.³⁰ Aber wer liest sie? Gäbe es nicht auch einen andern Weg: das Geschichten-Erzählen? Frühere große Geschichtenerzähler wie *Jeremias Gotthelf* haben das Volk erzieherisch nachhaltig beeinflußt. Aber auch ein *Hans Jakob*, ein *Alban Stolz*, ein *Reimmichl* haben tiefgreifend gewirkt. Und heute?

Man hat einen langen Tag hinter sich. Man ist müde. Das Leben hat einen nicht sanft angepackt. Man hat genug. Man ist zu abgeplagt, um Schwieriges zu lesen. Man ist zu traurig, um nochmals neue Trauer zu verarbeiten. Die Menschen haben einen enttäuscht. Die Jugend hat uns mutlos gemacht. Der neue Kaplan oder der alte Pfarrer hat uns die Galle überlaufen lassen. Glücklicherweise der Seelsorger, der jetzt meinetwegen *Guarreschi* «Don Camillo und die Rothaarige»³¹ auf dem Nachttisch hat. Warum soll es unseren Eheleuten nicht ähnlich ergehen? Wo ist der Reimmichl von heute?

So bräuchten wir Ehebücher, welche einerseits die Sexualität nicht in so himmlischen Höhen zelebrieren, daß sie nicht in einem schmalen Ehebett von 150 cm Breite gelebt werden kann,³² andererseits die Sexualität nicht so als Konsumware versachlichen, daß auf die Dauer die Freude und der Spaß daran verlorengehen. Wir sollten wieder lernen, einander Geschichten zu erzählen – eben weil das Leben auch nicht nur seine Geschichte hat, sondern selber eine Geschichte ist.³³

► Lehrgespräche

Ein erheblicher Teil seelsorglicher Arbeitszeit gehört der persönlichen Begegnung und Besprechung. Dazu gehören der Brautunterricht, die Vorbereitung und Gestaltung der Hochzeitsfeiern, die Begegnung mit Ehepaaren, die Hilfestellung in Ehekonflikten, unsere Anteilnahme bei Todesfällen.

Brautunterricht: Das Entscheidende wird auch hier der persönliche Eindruck sein. In der Person des Seelsorgers begegnen die Brautleute auch einem Stück Kirche.³⁴ Vielleicht zum erstenmal erfahren sie durch ihn, daß die Kirche eine auch hörende ist und nicht eine Kirche bloßer Rezepte und Verordnungen; daß die Kirche eine fragende bleibt und nicht eine, die alles von vornherein schon weiß; daß die Kirche Rede und

Antwort steht und sich nicht mit «Killerphrasen»³⁵ um die Fragwürdigkeit menschlichen Lebens herumdrückt.

Begegnung mit Ehepaaren und Eltern: Viele Seelsorger, welche den Eheleuten etwa am Jahrestag der Hochzeit ein Brieflein schreiben, zum Jahreswechsel in einem persönlich durchdachten (wenngleich notgedrungen gedruckten) Glückwunsch ein frohes Jahr entbieten und zur Geburt eines Kindes wiederum Gottes Segen und Zuversicht wünschen, haben erfahren, wie dankbar die Menschen um ein solches Wort freundlicher und freundschaftlicher Ermunterung sind. Bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen braucht wahrlich kein Seelsorger bloß Zeremonienmeister zu spielen, wenn er es versteht, im Zusammenhang mit allen Zeremonien und über sie hinaus ein Wort des Glaubens zu verkünden.

Eheberatung: Die alten Seelsorger haben (mit oft erstaunlichem Erfolg) Eheanbahnung und Eheberatung getrieben. Bei der Transparenz des Heiratsmarktes auf dem Dorf haben es manche Seelsorger trefflich verstanden, die entsprechenden Leute zusammenzubringen und so dem Willen Gottes ein wenig nachzuhelfen. Mancher Pfarrer hat gewissen Ehepaaren vierteljährlich die Leviten verlesen oder den Kopf gewaschen und ihnen sehr hausbackene und handfeste Ratschläge erteilt.

Wir jüngeren Seelsorger verfügen nicht mehr über diese Sicherheit. Um so mehr müssen wir lernen, seelsorgliche Gespräche zu führen, damit wir nicht mit unseren Ideen die Menschen überfordern, sondern damit sie durch unser geduldiges Zuhören sich selber aussprechen können. Wir müssen lernen, unsere eigene Art, wie wir auf andere Menschen reagieren, zu kontrollieren.³⁶ Dabei sollten wir vor allem unsere persönlichen und fachlichen Grenzen kennenlernen. Wir sind nun einmal nicht Eheberater. Aus solcher Selbstbescheidung gewinnen wir umgekehrt die Unbefangenheit zurück, welche den Menschen auch und gerade nützt, wenn sie eine fachliche Eheberatung in Anspruch nehmen.

Eherunden und Familienkreise: Viele Eherunden und Familienkreise haben sich in der Praxis und für die Praxis bewährt.³⁷ Aber man müßte von der Praxis her nach neuen theoretischen Ansätzen solcher Runden fragen. Beispielsweise, gibt es in der Psychotherapie Versuche, durch kleine Gruppen mehrerer Ehepaare eine eigentliche Eheberatung zu erreichen?³⁸

Ob freilich nicht manchmal die Gefahr besteht, sich in solchen Gruppen gegenseitig so zu frustrieren, daß hinterher noch einmal die meisten Teilnehmer in einer neuen Gruppe zwanglos zusammensitzen müssen, um beim Kartenspiel und Kegelschieben die Frustrationen wiederum loszuwerden? Wäre man böswillig, könnte man maliziös sagen: Der Sinn manch gruppendynamischer Schulung und eines hochqualifizierten Sensitivity-Trainings scheint darin zu bestehen, sich in dieser Experimentiersituation so zu frustrieren, daß einem hinterher das gewöhnliche Leben und der alltägliche Umgang mit Menschen wiederum geradezu wenn nicht paradiesisch, so doch menschlich vorkommen ...

²⁹ Günter Struck/Lothar Loeffler (Hrsg.): Einführung in die Eheberatung (Mainz 1971). – Ferner H. E. Richter, W. Joch, E. Ringel, H. G. Preuss: Familienkonflikte und Familienberatung (Kevelaer 1970). – Von früheren Arbeiten seien erwähnt: Emil Seiler: Zur Praxis der Eheberatung: *Anima* (1963), 79–93. Emil Seiler: Krisen in der Ehe: *Anima* (1964), 221–223. – Für neuere Versuche vgl. Jürg Willi und Margrit Rotach-Fuchs: Die spezifische Struktur und Dynamik der Ehepaartherapiegruppe: *Ehe* 7 (1970), 165–168. – Ilse Hendle: Die Gruppe in der Eheberatung: *Wege zum Menschen* 23 (1971), 43–53. – Jürgen Hentze: Familientherapie: *Wege zum Menschen* 23 (1971), 109–112.

³⁰ Beispielsweise Josef Duss-von Werdt/Georges André Hauser: Das Buch von Liebe und Ehe (Olten 1970). – Vgl. auch Robert Scherer: Die Pastoral und das Buch: *Handbuch der Pastoraltheologie III* (Freiburg i. Br. 1968), 494–510. – Anspruchsvolle Eheleute könnten folgendes Werk auf gute und tiefe Weise weiterführen: Jörg und Ingrid Spett: Meditation der Gemeinsamkeit. Aspekte einer ehelichen Anthropologie (München 1970).

³¹ Giovanni Guareschi: Don Camillo und die Rothaarige (Rüschlikon 1969).

³² An dieser Übertreibung scheinen mir die Schriften von Fritz Leist zu leiden. Vgl. dazu Hans Giese/Gunter Schmidt: Studenten-Sexualität. Verhalten und Einstellung (Hamburg 1968), 369–399.

³³ Denken wir daran, wie oft und eindrücklich Jesus Geschichten erzählt hat.

³⁴ Vgl. etwa Albert Ziegler: *Pastorale Dienste*, 117–120.

³⁵ Unter Killer-Phrasen «versteht man solche Argumente, die (an sich) richtig und daher in gewisser Hinsicht auch unangreifbar sind. Sie werden aber letztlich nicht gebraucht, um die Wahrheit beziehungsweise eine bessere Lösung zu finden, sondern um das unbequeme Argument des andern mit allgemeinen Richtigkeiten zuzudecken (Mattusek: Richard Egenter/Paul Mattusek: Ideologie, Glaube und Gewissen. Diskussion an der Grenze zwischen Moralthologie und Psychotherapie» (München 1968), Taschenbuchausgabe 141).

³⁶ Vgl. dazu Ernst-F. Sievers: Selbsterfahrungsgruppen mit Theologen: *Wege zum Menschen* 21 (1969), 433–444; 22 (1970), 417–429. – H. Faber: Eine «Balint-Gruppe» für Pastoren: *Wege zum Menschen* 20 (1968), 12–18. Ferner: Anton Kner: Seelsorge als Beratung (Freiburg i. Br. 1968). – Walter de Bont: Faustregeln für das Seelsorgegespräch (Freiburg i. Br. 1968). – Theodor Filthaut: Das seelsorgliche Gespräch: *Handbuch der Pastoraltheologie III* (Freiburg i. Br. 1968), 559–570 (Exkurs: Pastoral Counseling, 570–585).

³⁷ Joseph Hardegger: Methoden der Ehe- und Elterngruppe: *Handbuch der Elternbildung I* (Einsiedeln 1966), 165–193.

³⁸ Vgl. Anm. 29.

Sodann müßte man auf das Angebot der Kommunen zurückkommen und fragen, ob sich die eine oder andere Eherunde nicht im Hinblick auf gewisse Wohngemeinschaften oder etwa Familienferien weiterbilden ließen.³⁹

► Die Persönlichkeit des Seelsorgers

Mitentscheidend wird freilich bei alldem die Persönlichkeit auch des Seelsorgers bleiben. Je mehr der Seelsorger den Menschen begegnet, desto tiefer wird er sich auch seiner eigenen und der Kirche Fragwürdigkeit bewußt. Er fragt sich nicht zuletzt, ob, was er vor zehn Jahren gesagt hat, heute noch bestehen kann.

Beispielsweise sind auf Grund der alten Mischehen-Regelung manche Ehen katholisch geschlossen und manche Kinder katholisch getauft worden, die wir heute eher der evangelischen Kirche anheimstellten. Manche Seelsorger fragen sich, wie weit sie derart zum Schicksal anderer geworden sind.

Begegnen wir nicht oft Menschen, die heute vergrämt und verbittert sind, weil sie unter einem Gesetz ihr Leben angefangen haben, das heute nicht mehr oder nicht mehr so vorgeschrieben ist? Wenn wir uns um sie bemühen und uns etwa anerbieten, ihre Ehe «in Ordnung» zu bringen, heißt es manchmal bitter: «Damals habt ihr nicht gewollt; jetzt wollen wir nicht.» Hier haben wir in der Tat für etwas zu bezahlen, wofür wir im Grunde nichts konnten. Je ehrlicher wir dies tun, um so eher werden wir mit der Nachsicht derer rechnen dürfen, die einst auch für uns bezahlen müssen.

Im übrigen wird derart nur deutlich, was Menschsein bedeutet. Es heißt, unterwegs sein, und damit morgen hoffentlich mehr können, als man heute schon kann. Wem geht es anders? Etwa dem Arzt, der heute auf Grund der neuen medizinischen Kenntnisse einen Patienten auch besser behandeln kann, als er es vor zehn Jahren hätte tun müssen? Mancher lebt heute fröhlich weiter, der, hätte er die gleiche Krankheit ein Dutzend Jahre früher gehabt, heute schon längst tot wäre oder armselig dahinsiechte.

Aus dieser zutiefst menschlichen Erfahrung wächst die innere Distanz gegenüber unserem eigenen Tun, die wir brauchen, um uns nicht mit einem Verantwortungskomplex zu belasten. Gerade wenn wir uns bemüht haben, haben wir immer noch zu sagen, daß wir die evangelisch unnützen Knechte sind (Lk. 17, 10). Geht es den Eltern besser? Wir sprechen so leicht davon, daß die Kirche von einer Volkskirche zur Entscheidungskirche übergeht. Dies heißt aber: Jeder Vater und jede Mutter muß damit rechnen, daß ihre Kinder, obgleich nach bestem Wissen und Gewissen erzogen, angesichts so vieler äußerer Umstände und angesichts der menschlichen Freiheit, nicht mehr zur Kirche gehen werden, ja vielleicht sogar meinen, ihr Leben nicht mehr vom christlichen Glauben her gestalten zu können.

Ist es immer ein seelsorglicher Mißerfolg, wenn wir als Seelsorger das Brieflein junger Eltern bekommen, welche wir einst katholisch getraut haben, und die nun mitteilen, daß sie ihr Kindlein doch evangelisch taufen lassen? In solchen Stunden, die einen leicht bitter oder mutlos werden lassen, müßte man sich mit *Karl Rahner* sagen: Gott muß alle haben; ob aber die Kirche alle zu haben braucht?⁴⁰ Gerade in dieser selbstverständlichen Selbstlosigkeit des Seelsorgers wird sich erweisen, ob er die Menschen nach ihrer Kirchlichkeit bewertet oder ob er um ihrer selbst willen ihnen zu begegnen sucht.

Verhaltensweisen, die für die (und in der) Ehe gelehrt und gelernt werden müssen

Was wäre zu lernen, damit wir ehefähig werden? Das hängt davon ab, in welchen veränderten Beziehungsfeldern die Ehe steht.

► Ehe und Beruf

Ehe und Familie waren früher Arbeitsgemeinschaft. Sie sind es (so) nicht mehr.⁴¹ Wie läßt sich heute eine immer strenger werdende Berufsarbeit mit den immer mehr gesteigerten Anforderungen, welche die Persongemeinschaft der Ehe stellt, verbinden?

Früher schlief die Frau abends gleich ein, weil sie große Wäsche hatte. Heute pflegt der Mann gleich einzunicken, weil er stundenlang im Aufsichtsrat saß. Manche fliehen in den Beruf, weil sie zu Hause unerfüllt bleiben. Andere fliehen in die Häuslichkeit, weil sie der Beruf nicht ausfüllt. Jede Unerfülltheit aber rächt sich. Eine unerfüllte Ehe rächt sich oft im Beruf; ein nicht zufriedenstellender Beruf belastet auch das eheliche Leben.

Wer einen Tag lang unerfüllt seiner Berufsarbeit nachging, trägt diese Last an den Abendtsch. Wer ein Leben lang unerfüllt blieb, nimmt seine Unerfülltheit als Mitgift ins Alter mit. Wer eine Woche lang unzufrieden war, pflegt am Sonntagmorgen erst recht mit sich und der Welt zerfallen zu sein; und nicht umsonst steigt die Migränehäufigkeit übers Wochenende an und verdichten sich die häuslichen Gewitterwolken auf das Wochenende hin, um am Tag des Herrn mit Donner und Doria sich blitzartig zu entladen. Daraus folgt, daß wir neu lernen müssen, Ehe und Familie miteinander zu verbinden – und insonderheit auch die Freizeit sinnvoll zu gestalten.

► Ehe und Freizeit

Ehe ist auch Freizeit-, Spiel- und Allotriagemeinschaft.⁴² Sie sollte es vor allem am Sonntag und in der Urlaubszeit sein. Als Seelsorger hätten wir auf ein neues Ethos der Sonntagsheiligung hinzuwirken. Sie stellt heute ein vielumfassenderes Gebot dar, als bloß die Pflicht eines Gottesdienstbesuches.

Nehmen wir einen Geschäftsmann von heute. Im Geschäft sorgt er sich dauernd, daß die Arbeiter nicht weglaufen, die Lieferanten liefern, die Kunden kaufen. Müde kommt er nach Hause. Im Keller lernt der Sohn mit Beatplatten. Die kaum flügge Tochter hat einen Jungen nach Hause geschleppt, dessen Bart eine Männlichkeit vorspiegeln möchte, welche sich zunächst nur in einer hilflosen Arroganz auszuwirken vermag. Die Frau hat auch ihren unguten Tag. Am liebsten kehrt unser Mann, obgleich todmüde, wieder um. Nur weiß er nicht wohin. Dennoch geht er gerne nach Hause. Denn schon seit Stunden wartet einer am Gartenzaun. Er ist gespannt. Er ist voller Freude. Er tänzelt schon. Er liegt auf der Lauer. Und jetzt springt er hoch. Hoch an unserm Mann, der heute selber schon so oft hochgenommen wurde und hochgegangen ist. Das ist der Hund. Manchmal lohnt sich, schon wegen des Hundes abends nach Hause zu gehen. Wenigstens einer ist da, der mich freundlich begrüßt.

Was der Hund am Werktagabend, müßte vielleicht – sit venia verbo – der Pfarrer am Sonntagmorgen sein. Oder noch besser am Samstagabend. Einer, der eine Woche lang auf die Menschen gewartet hat und sich von Herzen freut, wenn sie da sind. Am Samstag (oder Sonntag) kommen viele Menschen zu uns in die Kirche, die eine ganze Woche lang kein freundliches Wort erhalten haben. Sie werden am Samstagabend freundlich begrüßt. Man feiert miteinander Gottesdienst. Und jetzt liegt ein ganzer langer Sonntag vor einem. Man hat keine Terminsorgen. Man braucht sich nicht einmal sonntäglich anzuziehen. Man kann schlafen, solange man will. Man kann ausgiebig frühstücken. Man findet Zeit, miteinander zu reden. Vor lauter Gesprächen wird es so spät, daß sich die Mutter das Mittagessen sparen kann und man gleich zum Spaziergang aufbricht. Früh kommt man nach Hause, ißt eine Kleinigkeit, steckt die Kinder ins Bett und hat noch

⁴¹ Vgl. Karl Lehmann: Der Christ und die Kirche vor dem modernen Berufs- und Arbeitsverhältnis: Handbuch der Pastoraltheologie IV (Freiburg i. Br. 1969), 350–375.

⁴² Vgl. Siegfried Keil: Fragen der Sexualmoral: Zum Stand der sozialethischen Diskussion in Theologie und Kirche, Zeitschrift für evangelische Ethik 11 (1967), 327–348 (besonders 339). – Es mag erstaunen, daß an dieser Stelle nicht eigens von der Ehe als Geschlechtsgemeinschaft gesprochen wird. Nun, es mag gut sein, wenn gerade der Seelsorger nicht immer nur an die Sexualität denkt. Nicht jener ist der beste Seelsorger, der über die eingehendsten gynäkologischen Kenntnisse verfügt. Wer die Ehe auch seelsorglich einseitig von ihren sexuellen Problemen her sieht, macht sich in den Augen vieler Eheleute eher lächerlich und weckt den Verdacht, unter Umständen seine eigenen Lebensprobleme den Eheleuten zu unterchieben.

³⁹ Vgl. Anm. 6.

⁴⁰ Karl Rahner: Sendung und Gnade (Innsbruck 1961), 44.

einmal einen guten Abend vor sich. – Vorausgesetzt, daß Mann und Frau gelernt haben, miteinander zu reden und Gedanken auszutauschen.

► Ehe und Erziehung

Wie gesagt: Die frühere Erziehung beruhte darauf, die Erziehungsgrundsätze hinter die Ohren zu schreiben. Die heutige muß darin bestehen, Mut zu machen, um Neues zu lernen. Man macht den Kindern Mut, indem man ihnen selber ein Stück dieses Mutes vorlebt. Dabei geht es nicht darum, sich für die Kinder aufzuopfern.⁴³

Mütter, die sich allzugerne als Opferlämmer aufspielen, sind verdächtig. Man opfert sich für die Kinder auf, um Anspruch auf deren Dankbarkeit zu haben. «Die Kinder müssen es besser haben.» So sagt man. In Wahrheit meint man: «Die Kinder müssen tun, was ich für sie als richtig erachte. Sie müssen die eigenen unerfüllt gebliebenen Lebensträume in die Wirklichkeit umsetzen.» So wenig Ehemänner und Kinder Unschuldslämmer sind, so wenig brauchen Mütter Opferlämmer zu spielen. Viel wichtiger, vielleicht sogar schwieriger ist, mit den Kindern fröhlich zu leben. Fordert diese nicht nur vorgespülte Fröhlichkeit nicht eine Askese, die vielleicht viel mehr anstrengt und mehr Opfer und Verzicht kostet als manche vordergründige Opfertat?

Einer Mutter ist der Sohn entlaufen. Er lebt mit einer dreißigjährigen Frau zusammen. Die Mutter klagt: «Dabei hat er in seiner Jugend lauter Sonne gehabt.» Antwort: «Vor lauter Sonne hat er jetzt einen Sonnenstich!» Manche Mütter verströmen eine so stechende Liebe, daß man froh sein muß, wenn ihre sonnenüberfluteten Kinder nur mit einem harmlosen Sonnenbrand davonkommen.

Dies tönt hart. Aber man bedenke: Mann und Frau bleiben zusammen, auch wenn die Kinder längst fortgegangen sind. Wer sein ganzes Leben nur in die Kinder hinein investiert hat, fühlt sich fast zwangsläufig leer, wenn die Kinder fort sind. Wir Seelsorger begegnen immer wieder solchen Vätern und Müttern. Wieviel braucht es, damit wir ihnen helfen können, einen neuen Lebensweg und neue Lebensfreude zu gewinnen. Müßten wir uns seelsorglich nicht in besonderer Weise um die Ehepaare in der zweiten Lebenshälfte bemühen? Auch sie, die manchmal so traurig geworden sind und allen Mut verloren haben, sind unsere Brüder und Schwestern.

► Ehe als Ort verzeihender Liebe

Die Jungen werfen den Eltern vor: «Ihr springt in den Beichtstuhl. Aber kaum kommt ihr nach Hause, fängt der alte Krieg wieder an. Sind wir nicht ehrlicher, wenn wir selber nicht mehr beichten gehen, aber versuchen, einander zu Hause aufrichtig zu verzeihen?» Gewiß: der eigentliche Ort menschlichen Verzeihens ist der Alltag. Aber haben die jungen Menschen schon jemals gespürt, wie schwer es ist, dem zu verzeihen, der mir wirklich weh getan hat? Zwar verzeiht man, indem man einander nichts Böses wünscht und tut. Aber wer kann vergangenes Unrecht vergessen?

Bei der nächsten Gelegenheit bricht alles wieder über uns herein. «Sie ist halt doch so, die Schwiegermutter.» Das alte Elend beginnt von neuem. Freilich brauchen wir das verzeihene Unrecht nicht zu vergessen. Aber wir müßten einander helfen, es aufzuarbeiten und nicht zu verdrängen. Wie schwer ist dies!

Angesichts dieser Schwierigkeit wird man vielleicht wieder reifer für den Sinn des Bußsakramentes. Wenn Gott verzeiht, verzeiht er ganz und gern. Er braucht als einziger nichts aufzuarbeiten. Er braucht keinen Weg zurück-

⁴³ Ähnlich wie man in der Ehe nicht sagen dürfte: «die Gatten gehören einander», sondern: «die Gatten gehören *zueinander*» (vgl. Anm. 5), so sollte man auch in der Ehe weniger sagen: «die Eltern leben *für* die Kinder», sondern: «sie leben *mit* den Kindern.»

zulegen, um mit uns dort wieder anzufangen, wo wir ihn haben stehen lassen.

Mit andern Worten: Gerade das Ernstnehmen des Verzeihens im Alltag der Ehe und Familie könnte helfen, auch dem Bußsakrament ein neues Verständnis entgegenzubringen. Wer sich nämlich um das menschliche Verzeihen ehrlich bemüht und dessen bedarf, erfährt, daß es im Grunde doch leichter ist, in die Hände Gottes als in die Hände der Menschen zu fallen.⁴⁴

► Ehe als Ort des Alterns, Abschiednehmens und Sterbens

Die meisten Menschen werden innerhalb der Ehe älter und alt und begegnen hier dem eigenen und der Lebensgefährten Tod.⁴⁵ Wie kann man angesichts dieser eigentlich lebensbedrohlichen Situation lernen, froh und gelassen Mensch zu sein?

Während des Brautunterrichts reichen sich die Brautleute immer wieder die Hand oder schauen sich ab und zu mindestens tief in die Augen. Warum? Am Anfang der Liebe bedarf man offenbar noch in besonderer Weise der räumlichen Nähe und körperlichen Gegenwart. Man muß es handgreiflich wissen, ob sie noch da ist. Zehn Jahre später. Man sitzt im gleichen Raum zusammen. Er schaut den Krimi im Fernsehen an. Sie stickt an einer Handarbeit herum. Doch beide schweigen. Sie haben sich – mindestens im Augenblick – nichts zu sagen. Körperlich anwesend, sind sie geistig getrennt.

Es kann auch umgekehrt sein. Er ist auf der Geschäftsreise in Tokio. Sie ist mit den Kindern zu Hause geblieben. Indem sie aneinander denken, sind sie personal einander nahe. So hat man beides erfahren: man kann da sein, ohne gegenwärtig zu sein. Man kann nicht da und doch gegenwärtig sein. Wie also lernen wir alt zu werden und Abschied zu nehmen?

Indem wir jene personale Nähe und Gegenwart einüben, die um eine mögliche Verbundenheit auch dort weiß, wo einem die Koordinaten von Raum und Zeit trennen.

Wenn der andere stirbt, sind wir wie betäubt. Aus der Betäubung erwachend, sagen wir: «Es darf nicht sein.» Es ist

⁴⁴ Im Hintergrund des hier dargelegten Unterschiedes von «Verzeihen im mitmenschlichen Alltag» und dessen Verdichtung und Verdeutlichung in der «sakramentalen Buße» steht der Unterschied zwischen der sogenannten «kategorialen» und «transzendentalen» Frömmigkeit. Die kategoriale Frömmigkeit steht als bestimmte Kategorie menschlichen Verhaltens (nämlich als Gebetsübung neben anderen Übungen) jener Frömmigkeit gegenüber, welche als bestimmte Haltung (Dimension) in sämtliche menschliche Übungen und Vollzüge eingeht (und so eine einzelne bestimmte Kategorie übersteigt [= transzendiert]) und so das ganze Leben durchwaltet. – Wir stellen heute allgemein eine stärkere Betonung der «transzendentalen» Frömmigkeits**haltung** gegenüber einer «kategorialen» Frömmigkeits**übung** fest und hätten die notwendige Bezogenheit beider Formen aufeinander neu zu erlernen.

– Ähnlich wie hier am Beispiel der Buße ließe sich dies auch am Beispiel der Liebe zeigen, die einerseits alltägliche Liebe bis in die Banalität hinein sein muß, andererseits gerade als solche der Ausdrücklichkeit eines Festes der Liebe bedarf. – Ähnlich soll schließlich der Sonntag nicht einfach Gegensatz, sondern auch das Ausdrücklichmachen des Werktags sein. – Vgl. dazu Karl Lehmann: Pastoraltheologische Maximen christlicher Verkündigung an den Ungläubigen von heute: Concilium 3 (1967), 208 f. Vgl. Handbuch der Pastoraltheologie II/I (Freiburg i. Br. 1966), 69; 116–120.

⁴⁵ Vgl. dazu Fridolin Wiplinger: Der personal verstandene Tod (Freiburg i. Br. 1970). – Eberhard Jüngel: Tod (Stuttgart 1971). – Margaretta K. Bowers u. a.: Wie können wir Sterbenden beistehen? (Mainz 1971). – Im besonderen Blick auf die Ehe vgl. Jörg und Ingrid Splett: Meditation der Gemeinsamkeit (München 1970), der Tod, 122–133; Einübung in den Tod, 132. Vgl. auch den Abschiedsbrief Helmut James Graf von Moltke an seine Frau vom 11. Januar 1945. Vgl. Helmut Gollwitzer (Hrsg.): Du hast mich heimgesucht bei Nacht (München o. J.), 218–224 (besonders 223). Wieder abgedruckt bei Ziegler: Pastorale Dienste, 126. Ferner erscheint demnächst eine Studie über den Tod aus der Hand des Zürcher (ref.) Pastoraltheologen Robert Leuenberger.

aber doch. Der andere ist unwiederbringlich fort. Eines ist gewiß: so wird es nie mehr sein. Aber vielleicht anders? Diese andere Möglichkeit gilt es, im Leben anfangsweise einzuüben. Wer über Zeiten hinweg erfahren hat, daß man beisammen sein kann, auch wenn man leiblich getrennt ist, hat gelernt, voneinander Abschied zu nehmen. Er wird auch den Tod des andern ertragen können, weil er um eine Liebe weiß, die stärker verbindet, als der Tod trennt.

Noch einmal käme uns Priestern hier in besonderer Weise eine Aufgabe zu. Durch unser Leben, Beispiel und Reden sollten wir den Menschen in der Ehe helfen, diese personale Nähe einzuüben.

Wenn wir als seelsorgliche Menschen und menschliche Seelsorger den Menschen helfen, ihre Liebe toderntst zu nehmen, damit sie im Leben, auch dort, wo es menschlich zu Ende geht, nicht todtraurig zu sein brauchen, dann – und nur dann – haben wir uns um eine menschenfreundliche Pastoral bemüht. Wenn wir uns indes bemühen, können wir es uns leisten, mit Bräutigam und Braut, mit Gattin und Gatte, mit Vater und Mutter uns ehrlich zu freuen.

Ende

Seien wir fröhliche Hunde, die manchmal bellen, doch niemals beißen. Nehmen wir uns ein Beispiel an einem englischen Boxerhund, der es fertigbringt, selbst mit einem völlig eingedrückten Fahrgestell so viel sportlichen Lebensmut zu zeigen und Lebensfreude zu entwickeln. Wir jammern zu viel; wir freuen uns zu wenig. Unser Priestertum müßte uns mindestens soviel Spaß machen, wie den Eheleuten ihr Eheleben. Seien wir fröhliche Priester. Es lohnt sich. Die Eheleute wissen uns Dank.

Wir dürfen fröhlich sein, wenn auch wir jene Liebe toderntst nehmen, die uns bis in den Tod hinein ernst genommen hat, um uns das ewige Leben und die vollkommene Freude zu schenken. Uns diese Freude schenken zu lassen und die geschenkte Freude an die Eheleute und Eltern weiterzuschenken, wird der eigentliche pastorale Dienst an und unter Ehepartnern und Eltern sein. Es ist ein guter Dienst.

Albert Ziegler, Zürich

Zur Literatur

Handbücher

- Handbuch der Elternbildung. Herausgegeben von Joseph Anton Hardegger. Zwei Bände (Einsiedeln 1966).
- Handbuch der Pastoraltheologie. Praktische Theologie der Kirche in ihrer Gegenwart. Herausgegeben von Franz Xaver Arnold u. a.:
 - Band 3 (Freiburg i. Br. 1968): Leonhard M. Weber: Christliche Erziehung zur Ehe, 413–431.
 - Band 4 (Freiburg i. Br. 1969): Franz Böckle/Felicitas Betz/ Norbert Greinacher: Die Ehe als Vollzug der Kirche, 17–94.
- Vgl. auch die Referate der Wiener Seelsorger Tagungen:
- K. Rudolf (Hrsg.): Ehe und Familie. Eine entscheidende Frage der heutigen Seelsorge (Wien 1968).
- E. Hesse (Hrsg.): Ehe und Familie im Aufbau der Gesamtgemeinde (Wien 1965).
- Helmut Erharder/ Hans-Joachim Schramm (Hrsg.): Humanisierte Sexualität. Partnerschaftliche Ehe. Erfüllte Ehelosigkeit. Österreichische Pastoraltagung 28.–30. Dezember 1970 (Wien 1971). Darin u. a.:
 - Ernst Ell: Psychologische Grundlagen einer dynamischen Sexualmoral, 8–24.
 - Johannes Gründel: Theologie von Geschlechtlichkeit und Liebe, 25–48.
 - Dietmar Kuhn: Ehe und Familie heute, 62–83.
 - Bruno Primetshofer: Zerbrochene Ehe und Ehescheidung, 86–103.
 - Albert Ziegler: Pastorale Dienste an (und unter) Ehepartnern und Eltern, 104–126.

Die genannten Handbücher geben Aufschluß und weiterführende Literatur zu allen hier angeschnittenen Fragen, auch wenn dies nicht im einzelnen angemerkt wird.

Zeitschriften

- Wege zum Menschen: Monatsschrift für Arzt und Seelsorger, Erzieher, Psychologen und soziale Berufe (diese Zeitschrift ist vor allem evangelisch orientiert, jedoch gehört der katholische Moraltheologe Prof. Dr. Franz Böckle, Bonn, zu den Herausgebern) (Göttingen 1948 ff.).
- Ehe: Zentralblatt für Ehe- und Familienkunde. Hrsg.: Institut für Ehe und Familienwissenschaft, Zürich (Bern 1963 ff.). Diese Zeitschrift bringt umfassende Literaturhinweise und einen ausgebauten Besprechungsteil. Nicht zuletzt stellt sie deshalb ein unentbehrliches Arbeitsinstrument für solche dar, die mit Ehefragen konfrontiert werden.
- Ehe und Familie im privaten und öffentlichen Recht: Zeitschrift für das gesamte Familienrecht (FamRZ) (Bielefeld 1953 ff.).
- Pastorale: Handreichungen für den pastoralen Dienst. Herausgegeben im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz von der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen (Mainz 1969 ff.). Demnächst erscheint das Bändchen über die Ehe.

RELIGIONEN, RELIGIONSWISSENSCHAFT UND FRIEDENSFORSCHUNG

Die Religionen haben bisher stets die kulturelle, gesellschaftliche und politische Wirklichkeit in hohem Maße mitbestimmt. Selbst wenn es zutrifft, daß der Einfluß der Religionen auf die verschiedenen Bereiche der Öffentlichkeit im Verlaufe des Säkularisierungsprozesses mehr und mehr zurückgeht – eine These, für die sowohl philosophische Reflexionen wie der praktisch-gesellschaftliche Befund sprechen –, wird man nicht in Abrede stellen können, daß in der überschaubaren Zukunft, also etwa in den nächsten 20 bis 50 Jahren, Religionen sehr wohl noch existieren und eine bestimmte Wirkung auf die Menschen als einzelne wie als Gruppen ausüben werden; dies ist um so mehr anzunehmen, als heute in allen Religionen intensive Erneuerungsbestrebungen zu beobachten sind.¹

¹ Es sei hier nur verwiesen auf K. Klostermaier: Hinduismus, Köln 1965, S. 391–409; Buddhismus der Gegenwart, hrsg. v. H. Dumoulin, Freiburg 1970, passim; M. Buber: Der Jude und sein Judentum, Köln 1963, speziell S. 249–464; L. Gardet: Islam, Köln 1968, S. 270–330; Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte in Porträts, hrsg. v. H. J. Schultz, Stuttgart-Olten 1966; Die Autorität der Freiheit, Gegenwart des Konzils und Zukunft der Kirche im ökumenischen Disput, hrsg. v. J. C. Hampe, 3 Bde. München 1967.

Selbst rigorose Religionskritiker, die den Religionen außer für Fragen des sogenannten «Jenseits» jede Zuständigkeit absprechen, können einerseits nicht leugnen, daß die Religionen de facto einen erheblichen Einfluß im «Diesseits» und auf dasselbe ausgeübt haben und noch ausüben, und müssen andererseits zugeben, daß gerade das religiöse Interesse am «Jenseits», am Heil und Frieden jenseits des Todes oder jenseits der Geschichte, durchaus enorme Anstrengungen zugunsten des «Diesseits» freizusetzen vermag. Die Wirkungen der Religionen auf die Welt waren zweifellos äußerst ambivalent: Positives und Negatives, Inspirierendes und Hemmendes, den Menschen befreiende, aber auch ihn unmündig haltende Wirkungen gingen von ihnen aus. Damit erinnere ich nur an Bekanntes; dies geschieht jedoch, um zuerst die historisch und sachlich gegebene Beziehung zwischen den Religionen und den Angelegenheiten «dieser» Welt zu unterscheiden und daraus die Legitimität der Fragestellung abzuleiten, der wir uns hier zuwenden.

Alle Religionen sprechen über den Frieden, und zwar keineswegs nur über den jenseitigen. Fritz Bammel hat dies in seinem materialreichen Buch «Die Religionen der Welt und der Friede

auf Erden – eine religionsphänomenologische Studie»² ausdrücklich belegt. Es ist also nicht verwunderlich, daß auch die Wissenschaft von den Religionen zu der wissenschaftlichen Behandlung des Themas «Frieden» ihren Beitrag zu leisten hat. Wenn schon die christlichen Kirchen und Theologien sich verpflichtet fühlen, sich an der Friedensforschung zu beteiligen, obwohl sie ihrer Definition nach bewußt von einer bestimmten religiösen Position aus sprechen und insofern nicht auf der allen Menschen gemeinsamen Basis sich bewegen, so wird man erst recht die Religionswissenschaft, die sich gerade nicht an ein dogmatisches Apriori bindet, aus dem Kreis der an der Friedensforschung interessierten und für den Frieden relevanten Disziplinen nicht ausschließen dürfen. Doch bevor von der sachlichen Affinität der Religionswissenschaft zur Friedensforschung die Rede sein kann, ist es erforderlich, einige Bemerkungen über die Grundlagenproblematik der Friedensforschung vorzuschicken.³

Kein Streit um Definitionen

Der bekannte norwegische Friedensforscher Johan Galtung teilt statistische Angaben aus einer Untersuchung mit, die auf Initiative der UNESCO in siebzug mit Friedensforschung befaßten Institutionen durchgeführt wurde; von besonderem Interesse in unserem Zusammenhang scheint mir die Aufstellung über den prozentualen Anteil der Bedeutung von «reinen» Wissenschaften für die Friedensforschung: Politische Wissenschaft 84 %, Internationale Beziehungen 80 %, Soziologie 77 %, Wirtschaftswissenschaften 70 %, Sozialpsychologie 67 %, Geschichte 66 %, Völkerrecht 62 %, Psychologie 52 %, Militärwissenschaft 43 %, Geographie 25 %, Demokratie 20 % und Biologie 16 %. Es ist bezeichnend, aber keineswegs überraschend, daß Religionswissenschaft in einer solchen Statistik ebenso wenig erscheint wie Philosophie und Theologie.⁴ Die Erklärung hierfür ergibt sich aus der Festlegung des Sinnes von «Frieden» unter dem primären Gesichtspunkt des gegenwärtigen Desiderats der Kriegsvermeidung beziehungsweise Friedenserhaltung.

Jedoch, was «Friede» heißt, ist keineswegs «per se notum», evident, im Gegenteil: «Friede» ist eine Leerformel,⁵ und da es nicht als erwiesen gelten kann, daß wir in einer «nachideologischen Epoche»⁶ leben, gerät man alsbald in einen äußerst heftigen und vermutlich unbeendbaren Streit um Sinn und Inhalte des Friedens, in einen Streit, in den die verschiedenen Religionen, Weltanschauungen und Philosophien ihre Interpretationen einbringen und einander konfrontieren. Damit ist eine Problematik angesprochen, die innerhalb der Friedensforschung in besonderer Weise von der Philosophie als solcher wahrzunehmen wäre. Deren vornehmlichste Aufgabe

bestünde allerdings nicht in der Erstellung einer «Definition» des «Wesens» des Friedens; eine derartige Definition ist, aus hier nicht zu entfaltenden Gründen, weder möglich noch notwendig; auch hinsichtlich der «Methode» der Friedensforschung kann weder Philosophie bestimmend sein (wollen) noch kann diese Frage überhaupt von Anfang an bereits geklärt sein. «Wenn man Juristen ... abverlangen wollte, daß sie sich über eine Definition von Recht und Gerechtigkeit einigen müßten oder daß sie eine gemeinsame Methodenlehre akzeptieren, so würde diese ehrwürdige Zunft rasch auseinanderstieben. Auch der Friedensforschung sollte man also nicht mit der falschen und unwissenschaftlichen Erwartung entgegenreten, sie müßte, bevor sie mit ihrer Arbeit anfängt, sowohl eine Definition des Friedens wie eine verbindliche Methodenlehre vorlegen können.»⁷

Die Methodik, oder besser: Methodenvielfalt der Friedensforschung, hat den jeweiligen konkreten Problemstellungen zu entsprechen. Doch auch wenn eine Friedensdefinition nicht vorweggenommen werden kann und vielleicht niemals als Resultat zur Verfügung stehen wird, muß man offenkundig wissen, was man will. Hier drängt sich wieder einmal das logische und sprachphilosophische Problem des «hermeneutischen Zirkels»⁸ auf: Man hat von einem Vorverständnis auszugehen, um überhaupt eine praktikable Ausgangsposition zu gewinnen. Ohne also «definieren» zu wollen, muß man eine hinreichend eindeutige «Formel» zugrunde legen; Galtung hält die folgende für «verhältnismäßig präzise»: «Friede ist ein Zustand innerhalb eines Systems größerer Gruppen von Menschen, besonders von Nationen, bei dem keine organisierte, kollektive Anwendung oder Drohung von Gewalt stattfindet.»⁹ Diese Formel grenzt Frieden negierend gegen «Anwendung oder Drohung von Gewalt» ab, deutet aber in der ersten Hälfte nur schüchtern an, daß diese «Freiheit von Gewalt» auch positiv den «Zustand» der menschlichen Gesellschaft qualifizieren wird. Über die verschiedenen Arten der «Gewalt» sagt die Galtungsche Formel nichts; sie läßt somit zu, nicht nur an kriegsähnliche Gewalt zu denken, sondern auch an Erscheinungen der Gewalt wie zum Beispiel die Unterdrückung von Minderheiten, wirtschaftliche Ausbeutung, Tyrannei der Bürokratie, direkte oder indirekte Repression zur Verhinderung der Entwicklung, der Bildung, der Aufklärung überhaupt.

Krieg stärker als Religionen?

Damit stehen wir bei Fragen, an denen sich entscheidet, in welchem Maß und Umfang Religionswissenschaft an Friedensforschung zu beteiligen wäre oder sich beteiligen sollte. Freilich, auch wenn Friedensforschung nur die Wissenschaft von der Verhinderung von Kriegen bedeuten würde, hätte die Religionswissenschaft manches beizutragen; dies wäre vermutlich primär historischer und moralischer Natur, da die große Bedrohung, die das Interesse an der Friedensforschung hervorgebracht hat, weder von den Religionen ausgeht noch von ihnen eingedämmt werden kann. Es zeigt sich hier für jedermann deutlich die politische Ohnmacht der Religionen; im vopolitischen und mikropolitischen Bereich üben die Religionen zweifellos immer noch eine beachtliche Wirkung aus, aber in bezug auf die Verhinderung des großen Krieges vermögen sie gegenwärtig allem Anschein nach nichts. Wenn also Friedensforschung lediglich als (Anti-)Kriegsforschung

² München 1957.

³ Vgl. den von E. Krippendorff herausgegebenen Band «Friedensforschung» (Neue wissenschaftliche Bibliothek 29), Köln-Berlin 1968 (darin Bibliographie, S. 559–589); Bibliographie zur Friedensforschung, hrsg. von G. Scharffenorth und W. Huber (Studien zur Friedensforschung, hrsg. von G. Picht u. H. E. Tödt, Bd. 6), München 1970; Zur Pathologie des Rüstungswettlaufs, Studien zur Friedens- und Konfliktforschung, hrsg. von Dieter Senghaas, Freiburg 1970.

⁴ J. Galtung: Friedensforschung, in: Friedensforschung, hrsg. v. E. Krippendorff, a. a. O. S. 520 f. Von der Philosophie könnte man, wenn man zum Optimismus neigt, immerhin annehmen, sie sei hier in den Disziplinen «Politische Wissenschaft» und «Soziologie» impliziert.

⁵ Vgl. E. Topitsch: Über Leerformeln, in: Probleme der Wissenschaftstheorie (Festschrift f. V. Kraft), hrsg. v. E. Topitsch, Wien 1960, S. 233 bis 258.

⁶ Vgl. D. Bell: The End of Ideology, New York 1960; K. Lenk: Leben wir im postideologischen Zeitalter?, in: Abschied von der autoritären Demokratie? Die Bundesrepublik im Übergang, hrsg. von L. Romain und G. Schwarz, München 1970, S. 11–25; siehe auch H.-E. Bahr: Frieden ohne Revolution?, in: Weltfrieden und Revolution. Neun politisch-theologische Analysen, hrsg. v. H.-E. Bahr, Reinbek 1968, speziell S. 6–10.

⁷ G. Picht: Was heißt Friedensforschung?, in Merkur 25 (1971), S. 108 (Heft 274).

⁸ Vgl. H.-G. Gadamer: Vom Zirkel des Verstehens, in: Martin Heidegger zum siebzigsten Geburtstag, Festschrift, hrsg. v. G. Neske, Pfullingen 1959, S. 24 bis 34.

⁹ J. Galtung: Friedensforschung, in: Friedensforschung, hrsg. v. E. Krippendorff, a. a. O. S. 531; vgl. 531–533.

(*Polemologie*) verstanden wird, kann sie zu Recht als eine empirisch-technologisch orientierte Wissenschaft gelten, in die die Religionswissenschaft wie auch die Philosophie und die christlichen Theologien unmittelbar nicht hineinzureden haben. Aber was Friedensforschung ist und nicht ist, steht heute noch nicht unverrückbar fest, und deshalb wird noch darüber zu diskutieren sein, inwiefern sie die allgemeine Problematik der Zukunft der Menschheit, die Problematik des Humanismus überhaupt, und konkreter gesprochen: jede Form menschlicher Konflikte – als «Konfliktforschung» – mitbetrifft.

Was ist Friede?

Wenn man sich in einer ersten transzendentalphilosophischen und geschichtsphilosophischen Überlegung auch nur umrißhaft vergegenwärtigt, welche Themenkomplexe mit Begriff oder Idee des Friedens notwendig verbunden sind, dann wird klar, daß der Begriff «Friede» auseinanderfällt in eine Vielzahl anderer Begriffe, die auf nach wie vor nicht definitiv zu interpretierende menschliche Bedürfnisse und Hoffnungen verweisen: Glück, Freude, Sättigung, Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe, Wahrheit, Versöhnung, Toleranz, Aufrichtigkeit, Brüderlichkeit, Einheit, Heil, Fülle ... Das Wort «Friede» verleitet dann dazu, alles und jedes, was mit der Hoffnung auf ein erfülltes Dasein zusammenhängt, unter den Titel «Friedensforschung» zu subsumieren; ja es sieht heute bereits nicht selten so aus, als werde die Vokabel «Friedensforschung» zum Alibi für jegliche ehrbare Tätigkeit überhaupt. Mit dieser Ausweitung ist methodisch nichts gewonnen; ja sie droht eine seriöse Friedensforschung von vornherein unmöglich zu machen. Dasselbe gilt, wenn Friedensforschung in einem andern, heute nur zu naheliegenden Sinn als Alibi verwendet wird, nämlich als Titel, unter dem man den gesamten Positivismus- oder Dialektikstreit auf breiterer Ebene reproduzieren möchte. Freilich kann und darf dieser Streit aus der Friedensforschung nicht herausgehalten werden, aber sie ist *als* Friedensforschung nicht selbst dieser Streit, sondern der Versuch seiner konkreten Überwindung, das heißt: der Versuch, Möglichkeiten des Friedens gerade auch unter der Voraussetzung zu finden, daß dieser Streit niemals gelöst wird (vielleicht, weil er aporetisch, das heißt unlösbar ist).

Frieden — Krieg — Not

Man wird also einen mittleren Weg suchen müssen zwischen technologisch-pragmatischer Friedensforschung und einer ins Unübersehbare und Illusionäre ausufernden Interpretation der Wissenschaft vom Frieden. «Friedensforschung» erweist sich als eine «Konvergenzwissenschaft», als eine Wissenschaft, in der die Interessen und Ergebnisse zahlreicher anderer Wissenschaften oder Disziplinen zusammenfließen. Dabei darf der Radius nicht zu weit gezogen werden, damit nicht *jede* Wissenschaft sich als konstitutiv oder unentbehrlich für Friedensforschung empfehlen kann. Andererseits dient natürlich fast jede Wissenschaft unter leicht auffindbaren Aspekten dem Frieden. Wer will sich anmaßen, im einzelnen darüber zu befinden, welche Wissenschaften der Friedensforschung unentbehrlicher sind als andere? Die mit dem Titel «Konvergenzwissenschaft» anvisierte methodische und sachliche Problematik der Friedensforschung wird also erst dann überschaubarer, wenn die Übereinstimmung hinsichtlich dessen, worin die verschiedenen Wissenschaften konvergieren sollen, also hinsichtlich des Verständnisses des Friedens, im Sinne des angedeuteten mittleren Weges klarer wird. Diese Fragen weiter zu erörtern, ist hier nicht möglich; ich meine jedoch, daß «Friede» nicht nur negativ als Freiheit von Gewalt verstanden werden kann, sondern – positiv, wenngleich formal gesprochen – die Frage nach der sinnvollen Möglichkeit menschlichen Zusammenlebens impliziert. Dies dürfte auch Georg

Picht meinen, wenn er schreibt: «Definiert man Frieden als einen Weltzustand, in dem die Menschheit biologisch existieren kann, so ist der Gegensatz zum Frieden nicht mehr der Krieg, sondern die Not: die physische Not von Menschen, die um ihr Existenzminimum kämpfen müssen, und die unendliche Kette von seelischen und moralischen Nöten, die mit dieser physischen Not verbunden sind. Wir sind dann gezwungen, den Frieden innerhalb einer Weltgesellschaft in Kategorien der sozialen Gerechtigkeit zu beschreiben.»¹⁰

Damit zeigt sich aber aufs neue die Versuchung, den Friedensbegriff ins Unüberschaubare auszuweiten; dieser Gefahr ist wohl nur zu entgehen, wenn man das praktisch-politische Interesse am Frieden, wie es in unserer Epoche – angesichts ihrer wissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten und eingedenk der Kriege dieses Jahrhunderts – sich zu Wort meldet, bei allen Bemühungen der Friedensforschung führend sein läßt und so einer schwärmerischen Auslegung des Friedensbegriffs in rationaler Skepsis entgegentritt. Begreift man also die Aufgabe der Friedensforschung – genauer: der «Wissenschaft vom Frieden», der «Friedenswissenschaft in Forschung, Lehre und Studium» – auf Grund dieses konkreten, uns «aufgezwungenen» Interesses am «Weltfrieden»,¹¹ dann läßt sich leichter verständlich machen, worin der Beitrag der Religionswissenschaft zur Friedensforschung liegen könnte.

Christen kriegerischer als Nichtchristen

Die Schaffung des Weltfriedens setzt, neben vielem anderen, eine «außerordentliche moralische Anstrengung» voraus, einfacher gesagt: den Willen und die Bereitschaft zum Frieden. Solche Friedensbereitschaft bedeutet konkret Bereitschaft und Fähigkeit zur Toleranz, zum Verzicht auf absolute Forderungen und deren Durchsetzung¹² («Gott will es!»), zum Verzicht auf den quasi-agnostischen Alleinanspruch auf ein politisch-gesellschaftliches Gesamtkonzept.¹³ Daß Friedensbereitschaft durch die Religionen gefördert werden kann und soll, wird niemand heute bestreiten, zumal alle Religionen immer wieder vom Frieden, der im Maße des Möglichen in «dieser» Welt schon zu errichten sei, sprechen.¹⁴ Doch auch hier stimmt die Wirklichkeit mit Prinzipien und Absichtserklärungen oft nicht überein. Menke-Gluckert berichtet: «John Paul und Jerome Laulicht haben die Ansichten der kanadischen Bevölkerung zu Kernwaffen, Vereinten Nationen, Kommunismus, konventioneller Abrüstung erforscht und geprüft, inwieweit

¹⁰ G. Picht, a. a. O. S. 117.

¹¹ Vgl. C. F. von Weizsäcker: Bedingungen des Friedens, Göttingen 1964, S. 9–13 (über die «Notwendigkeit» des «Weltfriedens»); H.-E. Bahr, a. a. O. S. 7 f.; W. Gerlach: Der Zwang zum Frieden, in: T. Brocher u. a.: Der Zwang zum Frieden, Stuttgart-Berlin 1968, S. 7–16; G. Picht, a. a. O. S. 114, 118 f.

¹² Der Kampf gegen verhängnisvolle Absolutismen wird engagiert gefordert von A. Camus in seinem Werk «L'Homme Révolté» (1951), dt.: Der Mensch in der Revolte, Reinbek 1969, vgl. besonders S. 233–246.

¹³ Vgl. E. Voegelin: Die neue Wissenschaft der Politik. Eine Einführung, München 1959, S. 153–259; ders.: Wissenschaft, Politik und Gnosis, München 1959; E. Topitsch: Marxismus und Gnosis, in: E. Topitsch: Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft, Neuwied 1961, S. 235–270; ders.: Mythos – Philosophie – Politik, Zur Naturgeschichte der Illusion, Freiburg 1969; H. Albert: Traktat über kritische Vernunft, a. a. O. S. 131–182; ders.: Plädoyer für kritischen Rationalismus, a. a. O. bes. S. 45 bis 75; H. Lübbe: Geschichtsphilosophie und politische Praxis, in: Hegel und die Folgen, hrsg. v. G.-K. Kaltenbrunner, Freiburg 1970, S. 115–135. – Der Gnosis-Begriff in diesem Zusammenhang ist freilich nicht derjenige der Religionsgeschichte.

¹⁴ F. Bammel betont zu Recht auch die Skepsis der Religionen in bezug auf die Möglichkeit eines bleibenden Friedens in dieser Welt; vgl. Die Religionen der Welt und der Friede auf Erden, München 1957, z. B. S. 274–279; siehe auch K. von Raumer: Ewiger Friede, Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance, Freiburg-München 1953.

sich die gefundenen Meinungswerte oder -skalen nach fünf Parametern verändern: Bildungsstand, Intelligenz, Verantwortungsgefühl, Ansichten über den Wohlfahrtsstaat und Festigkeit religiöser Überzeugung. Das Ergebnis war verblüffend: Christen sind kriegsbereiter in ihren Ansichten als Nichtchristen, die dogmatischen Christen kriegsbereiter als die weniger dogmatischen Christen. Katholiken wünschen Kernwaffen mehr als Protestanten, und Protestanten mehr als Glaubenslose. Unter allen Gruppen, die gemessen wurden – die allgemeine Bevölkerung und die verschiedenen Eliten –, zeigten die Kirchgänger eine stärkere Tendenz, an die militärische Macht als Mittel der Konfliktlösung zu glauben.¹⁵ Untersuchungen ähnlicher Art, auch im Bereich anderer Religionen, würden möglicherweise zu nicht minder überraschenden Resultaten führen. Läge hier nicht die Aufgabe für die Religionswissenschaft, speziell die Religionssoziologie, mitzuarbeiten an Erhebungen über die faktisch vorhandene Friedensbereitschaft in den einzelnen Religionen, und darüber hinaus durch permanente Kritik die Religionen an ihre religiöse und moralische Verpflichtung zu erinnern, die Friedensbereitschaft zu fördern?

Was vermag die Moral?

Wenn auf dem Weg zum Weltfrieden wirklich eine so große moralische Anstrengung zu fordern ist, liegt es sicherlich nahe, hier an die Möglichkeiten zu denken, die man in der Regel den Religionen als Mächten und Institutionen gern zuschreibt. Neigte man nicht im 18. und 19. Jahrhundert überhaupt dazu, zwischen Religion und Moral kaum noch zu unterscheiden? Ich möchte noch einmal Picht zitieren: «Alle Moralsysteme der heutigen Welt sind aus den großen Religionen hervorgegangen. Aber die Welt hat sich daran gewöhnt, diese Religionen zu negieren und zu verdrängen. Wir wissen deshalb nicht, ob aus dem gleichen Boden – in der erst zu erringenden Solidarität der Weltreligionen – eine neue, die Menschheit verbindende Gestalt der öffentlichen Moral hervorgehen kann. Eines aber können wir wissen: Die neue Denkungsart, die Einstein fordert, ist an der Oberfläche des modernen Bewußtseins nicht aufzufinden. Wenn wir im 20. Jahrhundert nach den Quellen einer neuen Denkungsart und einer neuen Moral suchen wollen, werden wir in dieselben Tiefenschichten vordringen müssen, aus denen auch in früheren Epochen die Möglichkeiten moralischen Handelns aufgestiegen sind.»¹⁶ Nehmen wir diese – idealistische – Sicht zur Kenntnis, ohne sie kritisch zu diskutieren, so wird man sogleich fragen wollen, ob in der Tat darauf zu hoffen ist, daß aus einer künftigen religiösen oder «geistigen» Erneuerung neue moralische Energien hervorgehen. Wie dem auch sei – man kann darauf nicht warten! Friedensstiftung hat stets *sofort* zu beginnen. Wollte man sich hier auf die «Moral» verlassen, so wäre man verlassen! Handelt es sich denn nicht gerade darum, die Menschen und ihre Gesellschaft(en) – auch ihre Staaten oder Nationen, die doch so bald nicht verschwunden sein werden – strukturell und organisatorisch so stark miteinander zu verflechten, daß einzig der Friede für sie noch «interessant» ist? Gegen eine «außerordentliche moralische Anstrengung» ist – vorausgesetzt, was die Moral gebiete, sei eindeutig zu bestimmen und sei an sich nicht «anti-human» – gewiß nichts einzuwenden, aber ich halte die Erwartung ihrer Realisierung für illusionär, und es scheint mir auch zweifelhaft, in moralischer Hinsicht auf die Religionen derart große Hoffnungen zu setzen, nachdem – bei allen Unterschieden im einzelnen – die Religionen selbst in Zeiten, in denen sie weit weniger angefochten waren als heute, es nicht bewirken konnten, daß die

menschliche Moral «in Blüte stand». So dürfte es nüchterner und realistischer sein, bei der Friedensforschung und aller Arbeit für den Frieden und im Vorfeld des Friedens größeren Wert zu legen auf die «Sanierung» im gesellschaftlich-strukturellen¹⁷ und auch im anthropologisch-psychologischen Bereich. «Therapie der Menschheit» ist der hintersinnige Titel einer psychologisch-politischen Studie;¹⁸ er kann zugleich als treffende Formel dafür angesehen werden, was die Aufgabe jeglicher Friedensvorbereitung überhaupt ausmacht. Deswegen könnte mit diesem Stichwort auch der mögliche Beitrag der Religionen im psychologischen und gesellschaftlichen Vorfeld des Friedens, wenn man so will: im vopolitischen Bereich, präziser und konkreter angegeben sein, als mit dem Verweis auf die zu erbringende moralische Anstrengung.

(Schluß folgt) H. R. Schlette, Bonn

(Vorabdruck aus «Einführung in das Studium der Religionen», Verlag Rombach, Freiburg i. Br. 1971.)

¹⁷ Vgl. D. Senghaas: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt 1969; E. Senghaas-Knobloch: Frieden durch Integration und Assoziation, Stuttgart 1969.

¹⁸ Vgl. H. Herwig: Therapie der Menschheit. Studien zur Psychoanalyse Freuds und Jungs, München 1969; siehe auch A. Mitscherlich: Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität, Frankfurt 1969.

Theologie auf Platten?

Die Schallplattenindustrie, die ihren Erfolg zweifellos der Musik verdankt, hat sich auch des gesprochenen Wortes bemächtigt. Beliebt sind vor allem Märchenerzählungen für Kinder, ferner humoristische Sketchs im Cabaretstil, während man mit der «dokumentarischen» Platte (Reden berühmter Männer wie Churchill, Kennedy usw.), die noch vor fünf Jahren einigen Erfolg hatte, heute kaum mehr ins Geschäft kommt. Wird da die Theologie auf Platten ihre Zukunft haben?

Zuerst dürfte mancher, der mit «Platte» nur die Assoziation des gerade gängigen Schlagers verbindet, Theologie aber als etwas Erhabenes betrachtet, die Nase rümpfen oder hämisch lachen und einmal mehr seine Ansicht bestätigen finden, die Theologie sei ohnehin längst auf dem Abstieg von marmornen, für die Jahrhunderte gebauten Kanzeln und Kathedern zu flüchtig hingestellten Podien, von der abgründigen Reflexion einsamer Studierstuben zu den Plattitüden der Straße. Wer aber die zwei neuesten Sprechplatten der Reihe *Wort zur Antwort*¹ zur Hand nimmt, wird hier nicht nur eines besseren belehrt, er fragt sich vielmehr, ob das hier Gebotene für das bloße Zuhören nicht zu anspruchsvoll sei. Sicher fühlen sich heute viele oft zu müde, eine theologische Abhandlung oder dergleichen zu lesen; aber werden sie dann nicht auch beim Abhören der Platte bald einmal «abschalten» und mit ihren Gedanken woanders sein, wenn sie nicht sogar schlicht einschlafen?

Unter dieser Rücksicht haben wir die beiden neuen Platten von *Ladislav Boros* und *Hans Küng* abgehört. Die beiden Autoren haben ein sehr verschiedenes Organ: Boros spricht ruhig, besinnlich und wohlklingend, Küng scharf akzentuierend in prägnanten, kurzen Sätzen, die einander, manchmal wie schneidende Säbelhiebe, folgen. Auch die Themen sind sehr verschieden. Boros widmet sich unter dem Titel «*Leid als Vorbereitung des Todes*» der Phänomenologie von Werden und Vergehen, Entwicklung und Zerfall des «äußeren Menschen», um diesen das Heranreifen des «inneren Menschen» als «Person» gegenüberzustellen und von da aus zehn «Folgerungen» über das eigentliche Geschehen des Todes als «Hinübergang» abzuleiten.

¹⁵ P. Menke-Gluckert: Friedensstrategien. Wissenschaftliche Techniken beeinflussen die Politik, Reinbek 1969, S. 116.

¹⁶ G. Picht, a. a. O. S. 121 f.

Küng bietet zwei Vorträge. Der eine: «*Was ist die christliche Botschaft?*», stellt den Versuch dar, eine aktuelle «Kurzform» des christlichen Glaubens vorzulegen und zu begründen; er stammt vom Kongreß «Concilium» 1970. Im andern nimmt Küng die vielen «Austritte» aus dem kirchlichen Amt und, was etwas ganz anderes ist, den Austritt oder die Emigration aus der Kirche selber zum Anlaß, um sein eigenes, bei aller Kritik an kirchlichen Institutionen eindeutiges Verhalten zu begründen: «*Warum ich in der Kirche bleibe.*» Diese «Rückseite» der Platte, die unserer Ansicht nach die Vorderseite sein müßte, zumal darin direkt auf den andern Vortrag hingeführt wird, hat uns in ihren existentiellen «Ich-Partien» deutlich gemacht, was wohl am ehesten bei solchem Abspielen die Aufmerksamkeit der Zuhörer weckt und wachhält: das persönlich formulierte Zeugnis. So tritt auch Boros – nach dem unmittelbar ansprechenden phänomenologischen Einstieg – dem Hörer dort am nächsten, wo er, mitten in der fünften Folgerung, die Darlegung unterbricht und seine «hypothetische Antwort», insofern «eine Anzahl Theologen diesen Gedankengang nicht mitmachen», als seine «eigene Meinung» vorstellt.

Nun muß allerdings noch darauf hingewiesen werden, daß der Verlag diese Platten vor allem für die *Gruppenarbeit* in der *Erwachsenenbildung* empfiehlt. Aber da drängt sich sogleich die Frage auf, ob hier die Schallplatte heute noch das geeignete «Instrument» ist. Der Verlag legt in seiner Empfehlung selber nahe, in der Vorbereitung einer Gruppenaussprache zu entscheiden, «ob das Referat zuerst von der Platte gehört und nachher diskutiert wird, ob ein Koreferat nützlich und notwendig ist und wie man es (?) am besten dem Verstehenshorizont der Hörer gegenüberstellt». Da scheint uns nun zum Beispiel das Boros-Referat in seinem zweiten Teil mehrere Passagen anzubieten, die unmittelbar auf Einzelfragen antworten, die in einer Diskussion auftauchen können (z. B. «Fegfeuer», «Trennung von Leib und Seele», «Auferstehung»). Man würde diese Abschnitte gerne herausheben und als solche in die Diskussion werfen. Dafür aber ist die Schallplatte wenig geeignet: man denkt sogleich an ein Tonband, das man belie-

big «stoppen», rückwärts und vorwärts laufen lassen und zur Wiederholung schwieriger oder in der Diskussion umstrittener Sätze, Definitionen usw. einsetzen kann. Wäre es deshalb nicht an der Zeit, daß sich die Plattenproduktion für die Erwachsenenbildung auf die *Kassettenproduktion* für Recorder umstellt, wo inzwischen ja längst die Musikkassette ihren Siegeszug durch die Welt begonnen hat? Unterdessen mag man dem Verlag dankbar sein, daß er den Platten für die Veranstalter von Gruppenabenden eine Handreichung mit «Hilfen und Anregungen zur Vertiefung des Verständnisses und zur Gesprächsführung» beigelegt hat, die auch den vollständigen schriftlichen Text der Vorträge einschließt. So kann der Leiter für die Diskussion wichtige Sätze selber herausheben und vorlesen. Für den einzelnen Hörer aber, der die Platte abspielt, ist es eine große Hilfe, gleichzeitig den Text in der Hand zu haben, sei es, um den Zusammenhang, wenn er ihn verloren hat, wieder herzustellen, sei es, um schwierigeren Sätzen folgen zu können. Hören und Lesen nach Belieben kombinieren zu können, dürfte vielen, denen das eine oder das andere allein zu mühsam ist, willkommen sein.

L. K.

¹ «Wort zur Antwort», eine Schallplattenreihe, herausgegeben von Adolf Exeler und Eugen Walter, Redaktion Gottfried Bitter, Christophorus-Verlag, Freiburg/Br., je DM 16.—.

**Die heutige Ausgabe ist eine Doppelnummer 15/16.
Die nächste Nummer 17 wird Mitte September erscheinen.**

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebner, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

Anschriften von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 6290 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung») – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 19.— / Ausland: sFr. 22.— / DM 19.— / öS 125.— / FF 28.— / bfrs. 250.— / Lire 3000.— / dän. Kr. 35.— / US \$ 5.50.

Halbjahresabonnement: Fr. 11.— / Ausland: sFr. 12.50 / DM 11.— / öS 70.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 12.— / Ausland: sFr. 13.50 / DM 12.— / öS 73.— / Lire 1800.—

Gönnerabonnement: sFr. 25.—

Einzel exemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9.—

Bewusster glauben durch Bildung

Katholischer Glaubenskurs

2 Jahre Einführung und Vertiefung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und KindergärtnerInnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich, St. Gallen, Aarau usw. sowie Fernkurs.

Beginn des Kurses 1971/73:
Oktober 1971

Theologische Kurse für Laien

8 Semester (4 Jahre) systematische Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und KindergärtnerInnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie Fernkurs.

Zwischeneinstieg in Kurs 1970/74
jedes Jahr im Oktober.

Anmeldeschluss für beide Kurse: 15. September 1971
Prospekte und Auskünfte: Sekretariat TKL/KGK,
Neptunstrasse 38, 8032 Zürich, Telefon (051) 47 96 86

Zu unserer Werbeaktion

Unsere werbefreudigen Leserinnen und Leser erinnern wir gerne daran, daß wir die oben angezeigte Schallplatte von *Ladislaus Boros, Leid als Vorbereitung des Todes*, als Werbepremie ausgesetzt haben, die als solche vom Autor persönlich signiert sein wird. Sie erhalten die Schallplatte, sobald der *fünfte* von Ihnen geworbene Abonnent das volle Jahresabonnement einbezahlt hat.

Wie wir in unserem Aufruf vom 31. Mai (Nr. 10, Seite 119) angezeigt haben, verdient man sich schon mit dem *ersten* neu erworbenen Vollabonnement ein von L. Boros signiertes neues Buch: *Der nahe Gott*. Dieses Buch erscheint aber, wie damals angekündigt, erst im September; der erfreuliche «erste Eifer» muß somit bis dann auf seine Belohnung warten.

Allen, die sich an unserer Werbeaktion beteiligen, wünschen wir nochmals viel Glück, nicht zuletzt denen, die es auf zehn Neuabonnenten bringen und sich so zusätzlich und ebenfalls signiert Mario von Galli «*Gelebte Zukunft — Franz von Assisi*» erwerben wollen!

Ihre «Orientierung»